

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

91.

Donnerstag, am 2. October 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Messina.

Von E. Heusinger.

Messina gewährt, von allen Seiten gesehen, besonders vom Meere her, einen so prachtvollen Anblick, daß man ihn mit Recht zugleich mit dem von Konstantinopel und Genua zu den imposantesten in der Welt zählt. Es erhebt sich, jedoch etwas dichter anschmiegend wie Genua, in Gestalt eines Amphitheaters, im Halbkreise um eine der schönsten Buchten der Erde. Die westliche Flanke wird durch die sehr starke Citadelle und den Leuchtturm auf der Spitze des Isthmus, die östliche aber durch das Fort Gonzaga begrenzt. Uebrigens decken noch vier andere, in älterer Zeit angelegte, in neuerer Zeit bedeutend verstärkte und erweiterte Festungswerke die Stadt, so daß sie gegen jeden Angriff von der Seeseite ungleich mehr als Palermo geschützt ist.

Der Unterschied zwischen Genua und Messina besteht hauptsächlich darin, daß die Festungswerke

hier nicht in fortlaufender Verbindung stehen, und daß nicht so zahlreich wie dort Klöster, Kirchen und selbst kostbare Villen mit in die Fortificationen hineingezogen sind. Uebrigens ist der Hintergrund hier fast noch reicher drapirt, als der von Genua, durch Drangengärten, durch Gruppen von Oliven-, Maronen- und Mandelbäumen, und der Duft, welcher aus jenen Hainen, so wie aus den die Stadt umgebenden Gärten ausströmt, ist Morgens und Abends so stark, daß er dem Fremden nicht selten in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Messina, besonders in der Nähe von Limonienmagazinen, Kopfschmerz verursacht.

Wie man lebt in Messina, d. h. wie man dort isst und trinkt? Gut in jeder Hinsicht, und billig dabei! Man hat die feinsten Gemüse, unter denen wieder der schwarze Broccoli oben ansteht, Spargel, Artischocken, Bohnen und Erbsen in größter Auswahl, und dabei auch eine Sorte arabischen Ursprungs, calavanci, welche ein nahrhaftes, dabei sehr billiges Gericht für die ärmere Volksklasse abgiebt. Dabei fehlt es nicht an dem saftigsten Fleische, an Fischen und Krebsen von

jeder Größe, an Aestern, und was die Früchte, die Melonen, die Orangen, die Limonien u. s. w. betrifft, so sind sie die saftigsten und süßesten in der Welt. Die Melonen sieht man täglich längs dem Marino in hohen Haufen, wie bei uns die Kohlrüben und die Kartoffeln, zum Verkaufe aufgeschichtet. Was den Wein anbelangt — nun, da möge man mir auf mein Wort glauben, wenn ich versichere, daß nur der Wein von Sicilien, nächst dem von den griechischen Inseln, ein Göttertrank genannt zu werden verdient. Viele meiner Leser haben ihn schon echt getrunken, die meisten aber haben doch wenigstens schon vom Syrakuser, vom Wein von Catania am Fuße des Aetna, vom Vino di Faro, der dunkelroth wie Blut, das Blut des Menschen in helle Flammen setzt, und vom Weine von Lipari gehört, dem das unterirdische Feuer des Strombolo eine so hohe Würze verleiht, daß seine Blume die des berühmten Tokayer und selbst die von Johannisberg ausstricht. Der Geschmack freilich, der ist, je nach dem Brauche der edlen Trinker, höchst verschieden. Ich aber liebe die Säuren nicht; es mag wohl daher kommen, daß ich so lange im Süden gelebt, wo man mit der Zeit einen Widerwillen bekommt gegen Alles, was hart und sauer ist.

Und nun zu einem anderen Capitel, zu dem über die Menschen. So wie bei den Engländern, so kommen auch bei mir stets die Damen voran.

In einem Lande, wie Sicilien, in dem jedes einzelne Lüftchen Liebe athmet, können die Frauen ohnmöglich häßlich sein! Man begegnet auf jenem Gilande fast bei jedem Schritte, wenn man zur rechten Zeit geht, d. h. wenn sich die Menschen im Freien zeigen, bald so zarten, bald so junonischen Gestalten, daß man ungewiß bleibt, ob sie gewöhnlichen Menschen ihre Entstehung verdanken, oder ob etwa ihre Vorfahren von dem Gefolge der Aphrodite, oder von der Göttin der Liebe selbst, die hier dem Schaume des Meeres entstiegen sein soll, in gerader Linie ihren Stammbaum herleiten. Auch die Männer sind, im Ganzen schön und ebenmäßig gebaut, doch ist es schade, daß sie selbst in der Blüthe des Lebens schon etwas sehr abgelebt erscheinen. Dieses Schicksal theilen leider die Männer wie die Frauen fast in allen heißen Ländern. Es geht ihnen, wie

ihren Blumen, je prächtiger die Blüthe, um desto schneller sieht man sie welken und absterben.

Was den Charakter der Messineser betrifft, so sind sie in Vergleich zu den Valermitanern wahre Engel. In den anderthalb Jahren, die wir dort zubrachten, fiel nur ein Einziger unserer Leute durch Mörderhand in einem Cabaret, wahrscheinlich durch eigenes Verschulden. Außerdem habe ich nur ein- oder zweimal von einem Morde in Familien gehört; so bin ich auch nur wenige Male — weil zufällig keine Laterne daneben gesetzt war, wie es sonst der Brauch ist — über Leichname gestolpert, die durch Meuchler gemordet waren. Man legte die Gefundenen in der Regel vor die Thüre der nächsten Kirche, die Vorübergehenden murmelten ein Stück vom Vateroster, und damit war das Ergebniß eines zu heißen Blutes so gut wie abgethan. In der Regel bedauert man nur den Thäter, der sich von der Leidenschaft hat hinreißen lassen; „il povrito wird hoffentlich in Sicherheit sein!“ das war die gewöhnliche Redensart, und der Todte wurde in aller Stille bestattet.

Früher, sagte man mir, sollte es auch in Messina schlimmer gewesen sein. Selten verging eine Woche ohne eine Mordthat. Aber die Garnison war stets stärker in Messina, als in Valermo, wegen der Nähe der feindlichen Küsten, und Lord William, der allgemein Gefürchtete, hatte Licht gebracht unter die Finsterlinge der Justiz. Es hatte einen tiefen Eindruck gemacht, daß er die Verbrecher ohne Weiteres vom Altar, wo sie ehemals Schutz fanden, hinwegholen und oft selbst vor den Thüren der Kirchen an den Galgen aufhängen ließ.

Dasselbe Loos theilten auch einige Herren vom Adel, die es sich hatten beikommen lassen, eine freundschaftliche Correspondenz mit dem Könige Joachim gegenüber zu unterhalten. Sie hatte nichts Geringeres zum Zwecke, als eine plötzliche Landung von Reggio aus in Sicilien zu unternehmen, während die englischen Truppen einige Meilen weit in das Innere des Landes zu einem Feldmanöver, wie deren wöchentlich einige abgehalten wurden, abmarschirt sein würden.

Was giebt es doch für merkwürdige Dinge in der Welt! Unter den Hingerichteten befand

sich auch eine sehr liebenswürdige Dame. Sie mußte den Tod der Verbrecherin sterben, weil auch sie den feindlichen Truppen in Scyllia und Reggio, die sie für liebenswürdiger hielt, als die kalten, ernstern Briten, Einladungskarten zum großen Empfange hatte zukommen lassen. Der Wind spielte mehrere Tage lang schauerlich mit den schönen Gliedern an dem hohen Galgen, den man im Angesicht der von ihr gebetenen Gäste, Reggio gegenüber, hatte aufrichten lassen. Ihr Platz war zwischen einigen hohen Oberoffizieren der sicilianischen Armee, die gleichfalls an ihrem guten Könige zu Verräthern geworden waren.

Da man sich seit jener Zeit nicht mehr auf die eingeborenen Truppen verlassen zu dürfen glaubte, so wurden sie bis auf wenige Regimenter zum englischen Heere in Spanien geschickt, während englische Regimenter die Forts und die Citadelle besetzten. Um jedoch gegen jeden Handstreich von Seiten Murats sicher zu sein, wurde noch eine Reihe von Verschanzungen an den bedrohlichsten Theilen der Küsten aufgeworfen und mit dem nöthigen Geschütz armirt, während bis zum Pariser Frieden fortwährend ganze Brigaden, theils am Punto di Faro, theils bei Melazzo, da, wo der Kanal am schmalsten ist, im Lager standen.

Die Feindseligkeiten beschränkten sich indessen nur auf Küstenmärsche und Demonstrationen, so wie auf kleine Seecombats, zwischen den diesseitigen und jenseitigen Kanonierschaluppen, die, indem sie auf der Mitte des Kanals aneinander geriethen, einen anmuthigen Zeitvertreib für den Zuschauer gewährten.

Nur einmal wurde die Ruhe, zur Zeit als General Stuart mit seinem Offiziercorps und einigen hohen Fremden in seinem Hauptquartiere zu Faro bei Tafel saß, durch ein scharfes Kanonenfeuer, welches eine der feindlichen Küstenbatterien gegenüber eröffnet hatte, etwas sehr ernstlich gestört. Ein feindlicher Kanonier trieb bei dieser Gelegenheit die Unart oder die Kunst so weit, daß er eine rundzwanzigpfündige Kanonenkugel mitten durch den an der Küste erbauten Speisesaal jagte.

„I believe these fellows are mad,“ sagte der General mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit.

„Ich bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören!“ Dann nahm er seinen Degen und begab sich, von einem Adjutanten begleitet, zu der nächsten Batterie, in der man eine Raketenbrigade aufgestellt hatte.

„I wish you would teach yon'fellows to be quiet during my dinner.“ Mit diesen Worten wandte er sich an den commandirenden Offizier. Dieser that sein Möglichstes. Saufend flogen die gräßlichen Brandker der neuen Kriegskunst hinüber; Kometen gleich überspannten sie mit ihrem zischenden Schweife die Tiefe des Oceans. Es dauerte nicht lange, so gewahrte man die Flammen in hohen Garben aus der feindlichen Redoute aufsteigen, die zwar ihr Feuer anfänglich verdoppelte, dann aber plötzlich verstummte.

General Stuart begab sich nun zu dem verlassenen Gastmahle zurück und beendete es auf eine echt britische Weise. Zugleich mit dem Desert und einer mächtigen Bowle voll köstlichen Ananaspunsch ließ er die feindliche Kugel in einer silbernen Schüssel auf die Tafel setzen, indem er den Toast ausbrachte: „Wellecome the ennemys ball that passes our hall without passing our bowels!“ — „Willkommen sei uns die feindliche Kugel, die unsern Saal passiert, ohne unsre Eingeweide zu durchlöchern!“

Es war um die Zeit des ersten Pariser Friedens, als wir nach Sicilien kamen. Von dem Augenblicke an dienten die dort versammelten Truppen, so wie sie allmählig aus Spanien und Ober-Italien zurückkehrten, zwar noch zu einer surveillance par distance von König Joachim, den die Engländer am richtigsten beurtheilt hatten; hauptsächlich aber zur Erhaltung der inneren Ruhe und zur imposanten Unterstützung des britischen Einflusses überhaupt im Mittelmeere, welches die Regierung von St. James nie aus dem Auge verlieren darf, so wenig wie den Sund, um sich gegen etwaige Umtriebe des seine Absichten fortwährend deutlicher zur Schau stellenden nordischen Kolosses sicher zu stellen.

Die Observationen hinsichtlich des zweideutigen Königs führten allerdings fast wöchentlich große militärische Promenaden von Faro bis Contessa herbei; indessen ließen sie uns, so wie der tägliche Dienst und die, um die Mannschaft im

wollustathmenden Süden in der nöthigen Bewegung zu erhalten, stattfindenden Waffenübungen, noch immer Zeit genug zu eben so angenehmen und nützlichen passetems.

Wer Lust zu arbeiten hatte, konnte bei den nöthigen Vorkenntnissen als Geschichts- oder Naturforscher, oder als Landschaftsmaler herrliche Studien machen. Urlaub zur Erforschung des Innern des Landes wurde von den militärischen Oberbehörden nicht allein willig gestattet, sondern die Reisen auf alle mögliche Weise begünstigt. So kam es, daß man nicht allein wiederholt den Aetna besteigen, sondern auch Syrakus, Trapani, Sizgenti und andere von Alters her berühmte Städte mit ihren alten und neuen Merkwürdigkeiten in aller Ruhe beschauen konnte.

Unter den alten verstehe ich, was noch von den Denkmälern aus jener an Ereignissen so reichen Zeit übrig ist, die über Sicilien in so häufigem und mannichfaltigem Wechsel der Oberherrschaft dahinstreifte. Unter den neuen aber, die heutigen Bewohner, die mit den früheren wenigstens noch das gemein haben, daß sie eben so erregbar wie jene, schnell aufflammend Krieg und Unruhe lieben, sich aber auch eben so schnell wie ihre Vorgänger unter das Joch jeder beliebigen Fremdherrschaft fügen. Ein großer Spektakel zur einstweiligen Veränderung, die für sie jedesmal eine Ergötzlichkeit wird, dient dem Sicilianer zur Freude und sollten auch Ströme von Blut dabei vergossen werden.

Uebrigens ist die wahre Volksehre noch nicht wieder zu Ehren gekommen bei dem leicht beweglichen Volke. Deshalb ist es immer der Fanatismus, als irgend ein anderer Wahn, der bei ihnen rege gemacht werden muß, um sie zu Thaten anzuspornen. Aus eben diesem Grunde wissen sie aber auch leider die einmal zufällig errungenen Vortheile nicht festzuhalten und zur Besserung ihres gegenwärtigen Looses ist fürerst noch keine Aussicht vorhanden.

Geht man des Landes Geschichte durch, seit der berühmten Vesper, so sieht man zwar manche von ihnen gegen Druck und Usurpation gemachte Anstrengung. Beim Lichte betrachtet waren es aber gewöhnlich nur Kämpfe zu Gunsten einzelner Parteien, die entweder vom Adel oder von

den Pfaffen, am meisten im Interesse der letzteren, vermeintlich zur Ehre Gottes, angefaßt waren.

Der Patriotismus ist, wie fast überall, während man dem Cosmopolitismus täglich neue Nahrung zu geben bemüht ist, eine Tugend, die man immer seltner, am wenigsten bei einem Volke im europäischen Süden antrifft. Selbst da, wo sie noch zuweilen scheinbar gleich einem Meteore am unnachteten Himmel aufflammt, so wie in Spanien, ist die Religion ihr Vorläufer, die immer wieder mit in's Spiel gezogen wird. Man denke nur an die Progressen, welche diese Hebel bereits im Norden von Europa seit Jahren gemacht haben! Musik, Gesang und Tanz, Liebe, Religion und Spiel, letzteres im Süden höher gewagt als im Norden, werden allmählig die Elemente des Volkslebens in allen den Ländern, deren frühere Bewohner einst ein kräftiges Wort über das Geschick der Welt zu sprechen gewohnt waren. Sieht man etwa in den heutigen Römern, oder in den skeletartigen, lichtscheuen Wesen, welche die Ruinen von Palmira und von Carthago umschleichen, auch nur die entfernteste Spur ehemaliger weltbeherrschender Größe? Ueberall armselige Bettler, lächerlich bemüht, mit den Fezen großartiger Vergangenheit die ekele Nachtheit der Gegenwart zu bedecken!

Dennoch bietet das Volksleben, so wie in allen Ländern, auch in Sicilien, in seiner vermischten, mit halb barbarischen, halb neumodischen Sitten vermengten Nationalität, des Eigenthümlichen so Vieles dar, daß ich meine Verwunderung niemals habe unterdrücken können, wenn ich sah, wie so manche, ja fast die meisten neueren Reisebeschreiber, selbst den genialen Pückler-Muskau nicht ausgeschlossen, so kalt, mit so vornehmen Stolze an diesem burlesken Volksleben vorübergehen können! Kaum in einem der südlichen Länder angekommen, vertiefen sich diese Herren in archäologische Forschungen, mit deren Resultaten sie uns dann, in der Meinung, der Gesammtwelt einen besonderen Gefallen damit zu erweisen, in endlosen Listen längst bekannter oder hier und da vermeintlich neu entdeckter Alterthümer freigebig bis zur Verschwendung beschenken.

Jahre lang durchschreiten diese gelehrten und

ungelehrten Antiquare Museen, Galerien und Cabinette, verfolgen den Nil, steigen auf den Gipfel der Pyramiden und durchwühlen kunstgerecht wie bohrende Maden die Trümmer tief in der Erde nach Schätzen, die nur noch die wenigsten von uns zu würdigen verstehen. Während dem tanzen und singen, lachen und weinen rings um sie herum lebendige Menschen. Aber sie nehmen so wenig Kenntniß von ihren Freuden als von ihren Leiden, und fragt man sie bei ihrer endlichen Heimkehr: „aber mein Gott, wie treiben es die Menschen in den von Ihnen gesehenen Ländern, wie leben, wie lieben, wie wohnen, wie essen, wie trinken sie?“ — dann wissen sie oft kein Wort darüber zu sagen und deuten vornehm lächelnd auf die mitgebrachten Schätze. Diese aber bestehen in Zeichnungen von Tempelfragmenten, von Architraven, von Säulenstücken und von Sockeln, an denen sie bald die dorische, bald die jonische, bald die korinthische, und in Ermangelung aller anderen auch eine gothisch-arabische fragmentarisch deduciren.

Kalt läuft es dem Zuhörer über den Leib, wenn er so den gelehrten Mann stückweise die Leichenfragmente enthüllen sieht, während Jeder, der zufällig mit eigenen Augen an Ort und Stelle gesehen hat, der Natur nicht genug zu danken wußte, daß sie sorgsam bemüht war, jene Spuren einer tausendjährigen Vergangenheit unter einer dichten Hülle von Epheu und Blumen zu verstecken, die, so lange noch eine Spur davon vorhanden ist, um darüber zu grübeln, die Lebenden abhält, selbst einmal etwas Lüchtliges, etwas wahrhaft Volksthümliches hervorzubringen.

Zwischen Selbstschaffen und Nachbilden ist ein gar mächtiger Unterschied. Erst seit wenigen Jahrzehnten rollt bei uns der Vorhang immer tiefer zwischen uralte Vergangenheit, zwischen Mittelalter und Gegenwart herab. Bei allen hie und da angewandten Bemühungen, denselben noch eine Zeit lang in der Schwebe zu halten, verschließt sich dennoch allmählig der düstere Hintergrund unseren Blicken, und das Licht, welches aus der nächsten Zukunft herüber blizt, beginnt schon so deutlich den Vordergrund zu erhellen, daß wir Bauwerke nach neuen eigenen Mustern darauf erkennen, an denen, Gott sei Dank! die

Vergangenheit keinen Antheil mehr hat und deren neuen Formen wir uns nicht zu schämen brauchen.

Deshalb habe ich in Sicilien, für meine Person, mehr mit seinen lebenden Menschen, als mit seinen todten Trümmern verkehrt. Allerdings habe ich manche derselben gern gesehen und meine Betrachtungen im Stillen darüber gemacht. Da aber jene Denkmäler, die ich gesehen, ohne Zeit zu haben, nach andern tief im Schooße der Erde verborgenen zu graben, schon von Vielen vor mir gesehen, und da ich weiß, daß man besser thut, Gefühle bei traurigen Betrachtungen für sich zu behalten, so habe ich mich auch sorgfältig gehütet, das, was mir in archäologischer Hinsicht in Sicilien vorgekommen ist, zu veröffentlichen. Meine Darstellungen beschränken sich, mit den zur Verdeutlichung nöthigen Ausnahmen, auf die von mir oder von Andern zur damaligen Zeit in Messina erlebten Ereignisse. Das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Leiden und Freuden, tritt dabei oft genug in den Vordergrund, daß der Leser, besonders der, welcher aus Erfahrung zu urtheilen weiß, hinlänglich Gelegenheit erhält, seine Meinung darüber auszusprechen, wo ich fein ruhig mit ganz nüchternem Blicke, oder wo ich leicht berauscht vom edlen Syrakuser, oder auch bewältigt von einzelner Schönheit, meine Skizzen gezeichnet habe.

Der erste Tag in Messina war so schnell vergangen, daß ich kaum Zeit behielt, einen Miethcontract über eins der kleinen Häuser auf der Terra nuova abzuschließen, die, noch aus der Zeit des großen Erdbebens herrührend, den Einwohnern zur Wohnung dienten, bis sie die verschütteten Häuser wieder aufgebaut hatten. Bis zur Ankunft der Engländer standen sie fast alle leer. Dann aber wurden sie ununterbrochen von Offizieren und solchen Militärpersonen bewohnt, die entweder kein schickliches Unterkommen in der Kaserne fanden, oder die es vorzogen, lieber auf der grünen freien Ebene dicht am Meeresstrande, als innerhalb der geräuschvollen heißen Stadtmauern zu wohnen.

Schon war die Nacht eingetreten, als ich meine Effecten hinbringen ließ. Der Abend war schön, ein mildes Lüftchen erfrischte die Natur,

und die Sterne funkelten in einem so glänzenden Schimmer, als hätten sie es darauf abgesehen, mich noch zu einer nächtlichen Wanderung zu verlocken. War aber auch der Geist willig, so versagten doch die Beine, die des Felsenerkletterns endlich müde geworden waren, am neunten Tage, der für einen Reiter doppelt schweren Strapaze, hartnäckig den Dienst, und ich war froh, als Alles vorüber und ich um die eilfte Stunde mein Häuschen verschließen und mich selbst auf mein Feldbett ausstrecken konnte.

Sin, freilich nicht Jedermann bekannter, ganz unbeschreiblicher Zauber steckt in einem solchen nur einigermaßen conditionirten Feldbette, d. h. in einer Matrage zur Unterlage, einer ähnlichen zum Kopfkissen und einer leichten wollenen Decke zum Ueberwurf. Man ruht und schläft darauf, und wird während dem frei von mancher Beschwerde. Das Fort Gonzaga erglänzte schon im ersten Morgenstrahl, als ich wie neugeboren erwachte. Es wäre dieses um diese frühe Stunde vielleicht noch nicht der Fall gewesen, wenn mich nicht eine seltsame Musik, in bald melancholischen, bald eigenthümlich schrillen Tönen, dicht vor der Thüre meines Häuschens, nachdem ich sie schon längere Zeit wie im Traume vernommen, schnell auf die Beine gebracht hätte.

Es waren die Hirten aus dem Gebirge, die schon vor Tagesanbruch mit ihren Ziegen herabgekommen waren, um die Städter mit Milch, die jederzeit frisch vor den Thüren gemolken wird, und mit frischer Butter, die während der Nacht bereitet ist, zu versehen.

War es das Neue, Milch mit Musik, oder das Romantische, was auf den ersten Anblick in diesem Umherziehen der Hirten lag, die in ihren Kleidern von Fellen, den Dudelsack blasend, ihren schönen Thieren, von denen fast jedes eine andre Amalthea zu sein schien, voranschritten; — genug, ich suchte, in Abwesenheit meines Dieners, ein passendes Geschirr herbei, ich glaube, es war ein Theetopf, und ließ es mit der schäumenden Ziegenmilch anfüllen. Dann nahm ich auch ein Stückchen Butter, die so einladend aus den sie umhüllenden Feigenblättern vorblickte, die aber nur in den frühen Morgenstunden die zum Transport nöthige Festigkeit behält. In über-

großer Freude, einmal wieder in Ruhe den eigenen Wirthschaftsinspector machen zu können, schloß ich einen Contract für einen Monat über die Lieferung meines Frühstückbedarfs zu Nutzen und Frommen meines großen Haushaltes. Der gutmüthige Hirt, glücklich, einen neuen Kunden in mir gefunden zu haben, gab mir noch ein halb Dugend grüne und blaue Feigen nebst einigen Granatäpfeln in den Kauf, so daß ich der Verlegenheit um mein erstes Frühstück in Messina völlig überhoben war.

Unter Musik und Schellenklang zog die Herde zur nächsten Thür. Ich selbst aber blieb auf der Schwelle meiner Hütte stehen und blickte fröhlich, als wäre ich selbst einer der vielgepriesenen Schäfer aus Arkadien, auf die, mit Ausnahme der wandernden Heerden, noch schlafende Stadt.

Wer in Sicilien leben, nicht bloß vegetiren will, dem rathe ich, die ersten Morgenstunden nicht zu versäumen! Es war eben drei Uhr vorüber. Noch funkelte der Sammet des Rasens im Schmelz der funkelnden Thautropfen. Dicht hinter der Mauer, welche die Terra nuova zum Schutz gegen das Meer einschließt, murmelten die Wellen ganz leise, als erzählten sie sich von ihren nächtlichen Träumen, und zu meiner Rechten wiegten sich die Schiffe vor ihren Ankern so sanft und so schweigsam, als wollten sie ihre zeitweiligen Bewohner noch recht lange in süßem Schlummer erhalten.

Da donnerte plötzlich der Morgenschuß von der großen Bastion der Citadelle, den die Königin Charlotte, die dicht neben der Stadt lag, aus einem ihrer vierundsechzig ehernen Schünde kräftig erwiderte. Die Flaggen fast aller seefahrenden Nationen schwirrten an den Masten der Schiffe empor, und so wie von der Citadelle, wallten vom Fort Gonzago und allen den übrigen das Banner von Albion stolz neben dem sicilianischen in der Morgenluft. Jetzt wirbelten die Trommeln, Trompeten schmetterten, und von Kirchen und Klöstern klangen silberhell die Glöckchen zur Frühmesse. Für Matrosen und Soldaten, für die arbeitende Klasse und für die Frommen war es Morgen geworden in Messina.

Prächtig, goldglänzend, über alle Beschreibung erhaben ist der Anblick von Messina, wenn es sich

wie ein Mosaikbild zwischen Land und Meer hingestreckt in der Morgenbeleuchtung präsentirt. Doch kann man sich eines leichten Fröstelns nicht erwehren, wenn man an einem solchen Frühmorgen an dem Marino hinabgeht und dort zwischen schimmernden Palästen und vergoldeten Thurmspitzen eine lange Reihe dicht mit Gras und Gesträuch bewachsener Schutthaufen erblickt, die noch fortwährend, beredter als alle Berichte, das schreckliche Phänomen in's Gedächtniß zurückrufen, welches Messina gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so schrecklich heimsuchte; wenn man bedenkt, daß schon der nächste Tag eine ähnliche, vielleicht noch schrecklichere Katastrophe herbeiführen kann.

Während unsres Aufenthaltes in Messina erwachte ich einst in einer dunklen schwülen Nacht, die einem drückend heißen Tage folgte, dessen Hitze noch durch die glühende Atmosphäre, welche der Sirocco verbreitete, um das Doppelte gesteigert war. Ich glaubte eine gelinde schwankende Bewegung des Bettes, von der ein Säugling vielleicht nicht erwacht sein würde, weil sie der leisen Bewegung einer Wiege gleich kam, zu verspüren. Als ich erstaunt um mich blickte und bei dem Schimmer der Nachtlampe gewahrte, wie die an der Wand hängenden Gegenstände sich zu einander neigten und Pistolen und Säbel rasselnd einen wunderlichen Tanz begannen, als einzelne Stückchen Mörtel von der Decke und sogar eine Papierscheere, die neben dem Schreibtische hing, herabfielen, da kam mir die Ahnung von einem Erdbeben. Im Glauben, daß auf anfänglich schwache Risse allmählig stärkere folgen könnten, bis sich aus dem Tutti der Elemente das große Furioso endlich gestaltete, wurde es mir unheimlich zwischen den Wänden, und obgleich sie von so unbedeutendem Umfange waren, daß ich im Nothfall mit ausgebreiteten Armen hätte stützen und von einander abhalten können, sprang ich leicht bekleidet, wie ich mich gewöhnlich niederlegte, mit einem großen Sage durch die seufzend in ihren Angeln knarrende Thüre in's Freie hinaus.

Dort polterte schon die Kasernenwache und die Mannschaft des großen Corps de garde aus den Wachstuben und stellte sich in Erwartung der

kommenden Dinge unter das Gewehr. Aus der Stadt aber strömte Jung und Alt, unter denen besonders die Weiber im fast gänzlichen Deshabillé, mit dem Geschrei: „terra mota, misericordia Maria sanctissima!“ durch das Thor eilten, um Schutz auf der Terra nuova zu suchen, die in solchen Fällen immer die erste Zuflucht der erschreckten Einwohner bleibt.

Da sich jedoch die Stöße immer schwächer wiederholten und bald gänzlich aufhörten, so kehrte Jeder, um so mehr, da sich der Himmel beim Sonnenaufgang gänzlich aufklärte, nach Verlauf von einigen Stunden beruhigt in seine Wohnung zurück.

Auf diejenigen, denen die Erscheinung noch etwas Neues war, machte der Schrecken der Einwohner, ihre Exclamationen, ihr Händeringen, ihr verzweifelndes Durcheinanderrennen einen tieferen Eindruck, als das Erdbeben selbst. Wie schrecklich dagegen mag in Vergleich zu dieser kurzen Aufregung, in der wir während der Nacht halb Messina auf der Terra nuova erblickten, der Zustand der unglücklichen Einwohner zur Zeit des großen Erdbebens im Jahre 1783 gewesen sein!

Ein Augenzeuge, Signor Luigi La Scala, pensionirter Capitain und zur Zeit jenes Ereignisses Plazadjutant in der Citadelle von Messina, theilte mir darüber Folgendes mit:

„Ich kann Ihnen eigentlich nur den Anfang erzählen,“ begann der Veteran, „denn schon in den ersten Stunden, also gleich mit dem Eintritt des schrecklichen Unglücks, lag ein großer Theil der Stadt nach der Meeresseite hin in Trümmern, und die See war, so weit das Auge reichte, mit den Ueberresten von Gebäuden und mit Schiffstrümmern im graufigen Chaos bedeckt.“

Schon mehrere Tage hatte ein glühender Sirocco geweht, dabei war die Atmosphäre so trübe, daß man die Küste von Calabrien, ja den Leuchthurm auf dem Isthmus nicht erkennen konnte.

Da jedoch ein solcher Zustand der Luft, wie Sie es später noch oftmals erfahren werden, eben nichts Seltenes bei uns ist, so kümmerte man sich wenig darum, bis am dritten Tage der Barometer plötzlich zu einer nie gesehenen Tiefe herabsank, während die Luft, wie in einem Gluth-

ofen erhitzt, zitternd über Land und Meer wallte. Aus dem Nebel bildete sich eine einzelne bleifarbene Wolke mit dunkeln Rande, welcher allmählig in eine gelbliche, dann in eine brandrothe Farbe überging, wie von einer fernen Feuersbrunst herührend. Die Wolke senkte sich immer tiefer auf den Horizont herab, doch noch war es still in der Natur; aber eben diese Grabesstille verkündete das nahende Verderben. Endlich hörte man es wie fernen Donner in der Erde rollen und aus der unheilswangeren Wolke zuckten flammende Blitze wie ein unaufhörliches Wetterleuchten. Jetzt erfolgten drei heftige Stöße in vertikaler Richtung schnell auf einander und eine Menge Gebäude stürzten mehr oder minder zusammen.

Noch harrten, trotz der Gefahr, viele der Bewohner in den Straßen, in der Nähe ihrer Wohnungen, die sie zwar verlassen, aus denen sie jedoch noch fortwährend die werthvollsten Effecten in Sicherheit zu bringen versuchten. Vergebens jedoch war das Bemühen der Mehrsten, die späterhin so wenig das eigene, als das Leben der Ihrigen zu retten im Stande waren.

In Erfüllung meiner Dienstpflicht hatte ich mich zur Verdoppelung der Posten vor das äußere Thor der Citadelle begeben. Die Erde kochte und wogte wie Meereswellen im Sturm, so daß ich nur mühsam über den rollenden Boden schreitend mein Ziel erreichte. Schon war ich im Begriff, in die innere Umwallung zurückzukehren, als ein Donner, so stark, als würden mehrere Geschützlagen zugleich abgefeuert, die Erde bis auf die Grundfesten erschütterte; gleich darauf folgte ein abermaliges so heftiges Auf- und Niederstoßen, dann ein so heftiges Schwanken, daß Gebäude, Bäume, Menschen, mit einem Worte, die ganze Oberfläche der nächsten Umgebung einem wogenden See ähnlich waren. Bei diesem neuen schauerhaften Anblick fühlte ich mein Haar sträuben und kalter Schweiß rann in dicken Tropfen von der Stirn. Ich versuchte noch einmal vorwärts zu schreiten, doch das Wanken wurde so stark, daß ich nach einem Eisengitter griff, um mich daran zu halten, bei welchem Versuche ich zur Erde geschleudert wurde, die mich jedoch selbst bei einem nächsten Stoße wieder auf die Beine stellte.

Fast in demselben Augenblick stürzte nicht weit

von mir ein Stück von der Hafenbatterie unter lautem Krachen in's Meer, welches das bedeutende Mauerwerk mit der darauf stehenden Schildwache laut ausbrüllend verschlang. Jenes, welches bis dahin nur in einer hochgehenden schäumenden Bewegung war, drang, nachdem der Donner kaum verhallt war, durch irgend einen mächtigen Impuls von unten, indem es sich schwarz und dicht wie eine Felswand erhob, deren Gipfel in weiße Schaumdecken eingehüllt war, vom Punto di Faro in den Hafen ein. Hier stürzte es weit über die Rays hinaus, und warf im ungestümen Andrang eine lange Reihe von stattlichen Palästen aus ihren Fugen. Und als die schreckliche Fluth donnernd zurückrollte, da führte sie einen Theil derselben in Trümmern mit sich hinweg, zugleich auch alle Schiffe, welche im Hafen vor Anker lagen. Die letzteren tanzten eine Zeit lang wie Nußschalen auf den empörten Fluthen, bis sie vom Wirbel eines sich unter ihnen öffnenden Abgrundes ergriffen, mit Mann und Maus hinabgerissen wurden und den Blicken auf immer entschwandten.

Wenn ein Blick auf Augenblicke die schreckliche Nacht erhellte, sah man im Kanale zwischen Sicilien und Galabrien nur schwarze Bogenberge und treibende Schiffstrümmern. Der Angstschrei der Seeleute und aller der Tausende, welche, ohne Hülfe leisten zu können, händeringend dem Entsetzlichen zusahen, verhallte wie leiser Hauch im Donner der Schlachten.

In der Stadt läuteten die Glocken eine Zeit lang von selbst in den herzzerreißendsten Disharmonieen, bis eine nach der andern von ihrem Gestell herab, manche mit ihren Thürmen in die Straßen, auf die Plätze geschleudert wurden, wo sie oft noch diejenigen Gebäude zerschmetterten, welche bisher stehen geblieben waren. Nichts war schrecklicher, als die Abgründe zu sehen, die, Flammen speiend und schwarze Rauchsäulen ausstoßend, sich öffneten und im Nu wieder verschlossen, sobald sie ihre Opfer verschlungen hatten.

Schrecklicher aber als Alles, war das Geheul der Sterbenden und der Verwundeten, der wilde Wahnsinn, mit welchem diejenigen, die bereits Vater, Mutter, ein geliebtes Weib oder einzelne

von ihren Kindern verloren hatten, suchend nach ihnen durch die allgemeine Zerstörung rannten.

Ich bin ein alter Mann und habe Vieles während meines bewegten Lebens gesehen, — so fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause, in welcher er sich von dem bewältigenden Eindruck der Erinnerung erholte, fort — „jedoch nichts Schrecklicheres, als die Schauer-scenen jener mir Zeit-lebens vorschwebenden Jammertage. Ich könnte Ihnen so Fürchterliches erzählen, daß Ihnen wäh- rend des Hörens die Haut fröstelte, und dennoch wäre es noch nicht das Schlimmste, was sich in jener Zeit begeben. Denn als die Stadt zur Hälfte mit einem großen Theile ihrer Bewohner verschwunden war, da wurden die rauchenden Trümmerhaufen noch viele Tage der Tummelplatz von Räubern, die sich die allgemeine Verwirrung, die zuletzt in gänzlichen Stumpf-sinn ausartete, wie Geier, die auf ein Schlachtfeld stürzen, zu Nuzen machten, um ihr schreckliches Handwerk im großartigsten Maasstabe zu treiben.

Nur die Citadelle und die Forts auf den Ber- gen, das von Gonzaga ausgenommen, welches ei- nige bedeutende Mauerbrüche erlitt, blieben da- mals unverfehrt.

Als ich nach etwa acht Tagen über Schutt- haufen und rauchende Trümmer mühsam hinweg- schritt, aus denen die im Innern fortglimmenden Flammen noch allenthalben wie hüpfende Irri- cher aufzuckten, um in Gesellschaft meiner Gattin die Stätte aufzusuchen, wo sonst ihr Vaterhaus als stattlicher Palast, der einen weiten Raum am Marino eingenommen hatte, mit fast allen seinen Bewohnern gleich anfänglich eine Beute der Wel- len und des unterirdischen Feuers geworden war, da löste sich die Erstarrung, in welcher das Herz der einzigen zärtlich liebenden Tochter bisher ge- fesselt gewesen war, in einen Thränenstrom auf, begleitet von einem Jammergeschrei, das mir fast das Herz brach. Nur der Vater war gerettet. Die Mutter wurde von einem stürzenden Balken erschlagen, als Beide im Begriff waren, sich in das Fort Gonzaga zu retten, nachdem ihnen die Verbindung mit der Citadelle abgeschnitten war. Denken Sie sich die Verzweiflung der Tochter, des Vaters, Signor, als man bei aller ange- wandten Mühe nicht einmal die Leiche unter den

Trümmern aufzufinden vermochte. Die Flammen hätten alle Gegenstände zu gleicher Unkenntlichkeit verkohlt, sagten die Arbeiter aus, welche täglich ihre vergeblichen Untersuchungen erneuten. Die Wahrheit aber war, daß Räuber sich des Kör- pers bemächtigt hatten, um ihn in einem ihrer Schlupfwinkel eines reichen Colliers zu berauben, welches die Todte gewöhnlich zu tragen pflegte. Ein alter Diener des Hauses, welcher seinen Herrn begleitete, hatte es bemerkt, als er, sobald die heftigsten Stöße nachließen, nach den Trümmern der Wohnung meiner Schwiegereltern zurückkehrte, um Nachforschungen nach der Leiche seiner ehe- maligen Gebieterin anzustellen.

Ich bin ein Neapolitaner, mein Herr, habe nie Eltern und Geschwister gekannt, und vor mei- ner Verheirathung fesselten mich auch an Sicilien keinerlei theure Banden; aber der Jammer mei- ner Gattin hatte mich damals zugleich mit dem grenzenlosen allgemeinen Glende so tief erschüt- tert, daß ich Gott inbrünstig bat, er möchte mich lieber vom Leben abrufen, als noch einmal Zeuge solcher Scenen werden zu lassen.“ —

So endete Signor Lascale seine traurige Er- zählung, aus der ich hier nur die Hauptmomente wiedergegeben habe.

(Schluß folgt.)

Des Podoliers Klage.

Aus dem Polnischen.

Wöcht' ein Adler sein,
Falkens Aug' mir leih'n!
Dann mit schimmerndem Gefieder
Schwebt' ich auf Podolien nieder
In des Frühlings Schein.
Grüßt der Väter Schloß
In der Heimath Schooß,
Wo mein erstes Glück, das reine,
Wo dem ersten Schmerze meine
Erste Thräne floß.

Möcht' als Sternlein schau'n
 Auf Podoliens Au'n!
 Durch die Mainacht Trost ihm funkeln,
 Wann der Hoffnung Sterne dunkeln
 Vor des Tages Grau'n.
 Blic' dort Tag und Nacht,
 Wo ihr Aug' mir lacht!
 Kühlt' in der Erin' rung Fluthen
 Meine Brust voll Sehnsuchtsgluthen —
 Sonne würd' die Nacht!
 Schickt' aus Nebels Saum
 Ihr den schönsten Traum, —
 Wie im See die Sterne strahlen,
 Möcht' ich mich bei Liebchen malen
 In der Thräne Raum.
 Süßer Wünsche Flug,
 Eitler Selbstbetrug! —
 Sie beweint in bitt' rer Klage
 Vaterlands und Flüchtlings Lage,
 Die ihr Wunden schlug.
 Weit verbannt von ihr —
 Zitternd denk' ich's mir.
 Ziehet Adler! glühet Sterne!
 Tod ist Freiheit, — sie ist ferne!
 Thränen dort und hier!

Der Verbannte auf dem Meere.

Aus dem Polnischen.

Ich traure, o Gott! — Des Abendroths Gluthen
 Giehest du über des Horizonts Ferne.
 Du tauchest die Sonne in leuchtende Fluthen
 Und rufest die Sterne.
 Obgleich du mir Himmel vergoldest und Meer;
 Gott, traure ich sehr.
 Ich hebe, so wie die verdorrte Aehre,
 Mein ruhiges Antlig zum Himmel empor.
 Den Fremdlingen zeig' ich mit keiner Zähre,
 Herr, was ich verlor:
 Dir, Vater, enthüllet das Herz nur die Schauer
 Unendlicher Trauer.

Wie wenn man dem Kinde die Mutter entführet,
 So muß ich der sinkenden Sonne nachschauen.
 Sie hat mich zu Thränen der Sehnsucht gerühret
 Nach heimischen Auen,
 Und grüßt mich auch morgen ihr frischeres Roth,
 Ich traure, o Gott!

Heut' sah ich, vom Strande wohl hundert Meilen,
 Auf lustigen Wegen die Störche entfliehn.
 O hätt' ich doch Flügel, hinüber zu eilen
 Mit ihnen dahin
 Zum traulichen Nest auf den heimischen Mauern!
 Gott, — laß mich's betrauern!

Ob täglich daheim meine Kleinen auch flehen
 Für mich, wie die Mutter sie beten gelehrt.
 So weiß ich, daß nimmer mein Schiff wird gehen
 Zum heimischen Heerd.
 Daß nichts mehr vermögen die Bitten der Reinen,
 Gott, laß mich beweinen!

Rosa.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Braunschweig im September.

Die religiösen Volksbewegungen in den größeren
 Ländern Deutschlands haben in der neueren Zeit die
 Aufmerksamkeit des Publikums in einem solchen Grade
 in Anspruch genommen, daß der kleineren Stätchen,
 als zu unbedeutend, nicht gedacht wurde. Indessen nur
 erst dann kann man eine richtige Anschauung von dem
 Geiste unseres Gesamtvaterlands bekommen, wenn man
 ein deutliches Bild jedes seiner Theile, aller seiner
 Länder und Länderchen vor Augen hat und diese an
 einander hält. Durch die Ereignisse der neuesten Zeit
 in Betreff der „Deutsch-Katholiken“, so wie der
 „protestantischen Freunde“, hat auch Braun-
 schweig das öffentliche Auge auf sich gezogen, und es
 möchte darum ein Bericht von hier nicht ganz ohne
 Interesse sein.

Betrachten wir die Richtung Beider, der Deutsch-
 Katholiken und der protestantischen Freunde, so erkennen
 wir sogleich, daß sie ein Ziel vor Augen haben; wir
 sehen ein Ringen nach Licht, d. h. nach geistiger
 Freiheit, hier wie dort.

Eine allgemein bekannte und sich ewig wiederholende Wahrheit ist es, daß jedes Institut so lange fortschreitet, bis es seinen Culminationspunkt erreicht hat, dann aber unaufhaltsam rückwärts geht. In der katholischen Kirche lag der Ausbruch einer zweiten Reformation längst begründet, sie war von den Geistlichen selbst mit Consequenz vorbereitet. Diese waren nicht, was sie sein sollten, Säemänner, deren Amt es ist, den geistigen und Gemüths-Boden der Menschheit zu bebauen, — sie wollten Hirten sein und Schafe hüten. — Es gab aber unter ihnen auch der Männer genug, die, bekümmert, die Dämmerung hereinbrechen sahen, welche immer deutlicher eine lange, ewige Nacht den Katholiken verkündete; allein sie wagten nicht, eine Laterne anzuzünden und ihren Brüdern zu leuchten, fürchtend, daß sie ein zu schwaches Licht sein möchte, oder das lauernde Verderben scheuend, welches sie unfehlbar ereilen würde; sie beharrten schweigend in ihrem Unmuth. Da gelang Ronge der kühne Wurf. Eine glühende Rakete schleuderte er seinen Brief durch ganz Deutschland, daß die Schlafenden erschrocken aufstahren und den Halbwachenden die Nachtmühen entfielen; eine Fackel leuchtete er den nach Trier Wallfahrenden, welche staunend nun ihrer Thorheit inne wurden. Die katholischen Geistlichen hatten den reinen Glauben durch unlaute Zusätze so verunreinigt, daß es nur eines kräftigen Wortes bedurfte, um eine gewaltige Gährung hervorzurufen, eine Gährung, wodurch das Reine von dem Unreinen geschieden werden mußte. Ronge's Brief, welcher nur den Bischof in Trier, der eine Reliquie zur Schau ausgestellt und dadurch, zur Schmach des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, jenes bekannte Schauspiel veranlaßt hatte, bei der Deffentlichkeit und der Vernunft anklagte, Ronge's Brief, welcher eben so wenig eine Reformation bezweckte, als Luther, indem er durch seine Theses gegen den Ablass zu Felde zog, der dennoch den ungeheuern Erfolg hatte und dadurch genugsam bewies, wie sehr er dem Geiste der Zeit angepaßt war, Ronge's Brief war dieses Wort — die Gährung hat begonnen, und sie wird fortschreiten, wie auch die kirchliche und weltliche Macht sie zu hemmen suchen mögen, bis einst der reine, dem Himmel entfloßene Glaube wieder sein wird, wie er war und sein soll.

Eine ähnliche Gährung macht sich in der protestantischen Kirche bemerkbar. Je mehr wir zum Selbstbewußtsein gelangen, desto mehr stoßen wir auf Zweifel, die uns das Wort „Warum“ in den Mund legen, — wir wollen Gründe hören. Bei einem so allgemeinen Bedürfnisse konnte es kein Befremden erregen, daß auch die Geistlichen der protestantischen Kirche bei einer unbefangenen Anschauung ihrer Glaubenslehre auf manche Skrupel stießen, welche zumeist aus der Bibel selbst geschöpft waren. Da fanden sich Männer unter ihnen, welche dieselben frei aussprachen und beseitigt

wissen wollten, dazu aber Glaubensfreiheit verlangten, und die symbolischen Bücher, in sofern ihnen durch sie ein unnatürlicher Zwang auferlegt wird, verwarfen. Diese Männer, welche an der Spitze, nennen sich „protestantische Freunde“, die mit den Deutsch-Katholiken ein Ziel haben, nämlich: eine einige freie rationale, und darum wahre, deutsche Kirche, — ein Ziel, welches sie erreichen werden, wie feindselig man ihnen auch in den Weg treten mag; an dem Altare dieser Kirche werden Beide zu einer einzigen einigen Gemeinde sich die Hände reichen.

So klein das Braunschweigische Land anderen Ländern, so klein unsere Residenzstadt anderen Residenzstädten Deutschlands gegenüber ist, so kann doch kaum irgendwo ein regerer Antheil an den Zeitereignissen genommen werden, als hier. Eine Verbindung der vorzüglichsten hiesigen Bürger, der Bürgerverein, repräsentirt in dieser Hinsicht die Stadt. In ihm weht ein gesunder, lebenskräftiger Geist, genährt durch zeitgemäße populäre Vorträge, oder durch freie gegenseitige Besprechung dessen, was Noth thut. Braunschweig war eine der ersten Städte, wo eine deutsch-katholische Gemeinde, welche jetzt zwischen 200 und 300 Seelen zählt (die Zahl sämmtlicher hiesiger Katholiken beträgt 800 bis 900), sich bildete, und die erste, wo ein öffentlicher Gottesdienst in einer Kirche den Deutsch-Katholiken gestattet wurde. Unser in hoher Achtung und Liebe stehender lutherischer Geistlicher Mühlenhoff, Pastor an der St. Andreaskirche, leitete Anfangs bei ihr die gottesdienstliche Feier, wozu später, als der jungen Gemeinde die hiesige St. Michaeliskirche auf das Bereitwilligste zur Mitbenutzung angewiesen wurde, unsere ausgezeichnetsten Candidaten, Beste, Bank, Klügel und Andere, sich erböten.

Wie sehr auch die junge Gemeinde nach einem eigenen Prediger verlangte, so war doch, bei den geringen Mitteln, welche derselben zu Gebote standen, indem die Mitglieder der mittleren oder unteren Klasse angehören, die Erfüllung dieses frommen Wunsches nicht abzusehen; da erschien plötzlich, von vielen der angesehensten hiesigen Bürgern jeglichen Standes, Christen und Juden, unterzeichnet, in unserem Tageblatte, „Braunschweiger Anzeiger“, folgender „Aufruf an die Bewohner Braunschweigs“:

„Mit Muth und Beharrlichkeit hat sich ein Theil unserer achtbaren Mitbürger, der sich von der Macht des Papstes lossagte, zu einer eigenen Gemeinde constituirt.

Das fernere Gedeihen der Gemeinde erfordert vermehrte Mittel. Die nächste Bedingung zur Befestigung des Gemeindeverbandes ist die baldige Anstellung eines Predigers.

Rings um uns her in den Gauen Deutschlands finden derartige Gemeinden den lebhaftesten Beistand

bei den Mitgliedern anderer Confessionen, und dadurch Gelegenheit, sich eher consolidiren zu können.

Lassen Sie uns, verehrte Mitbürger, die wir über diesen für die Menschheit so segensreichen Fortschritt unserer Zeit nicht minder hoch erfreut uns fühlen, hinter unsern deutschen Brüdern nicht zurückbleiben.

Es werden schon am 3. August die Herren Pfarrer Ronge, Kerbler und wahrscheinlich auch Brauner von Bertin zur Kirchweihe in Magdeburg anwesend sein: Ronge wird alsdann — und, wenn die Umstände es begünstigen, auch die eben gedachten beiden berühmten Männer — hierher kommen, um bei einem solennen Gottesdienste die der hiesigen Gemeinde von dem Bürgervereine geschenkten silbernen Kirchengewerthe einzuweihen.

Auf welche würdigere Weise könnte Braunschweig den Urheber einer mit so großem Jubel begrüßten Bewegung empfangen, als mit der Zusicherung eines Jahrgehaltes für einen Prediger der hiesigen Gemeinde? Wenn die Wohlwollenden sich vereinigen, wird mit Leichtigkeit eine Summe zusammengebracht werden, welche, in Verbindung mit den vorhandenen Mitteln, die Gewinnung eines tüchtigen Seelsorgers möglich macht. Eine Verpflichtung zu Beiträgen auf drei Jahre hinaus scheint uns dazu das angemessenste Mittel zu sein.

Braunschweig hat bei allen Gelegenheiten, wo es Beförderung des wahrhaft Guten galt, in der Hochherzigkeit seiner Bewohner dem deutschen Vaterlande stets vorgeleuchtet; möge es diesen Ruhm auch jetzt bewahren, wo ein Opfer für die heiligsten Interessen der Menschheit von uns gefordert wird!

Diese Worte fanden großen Anklang. Schon in den ersten Tagen wurden bedeutende Summen gezeichnet und dadurch die Existenz eines Geistlichen der jungen Gemeinde gesichert.

„Ronge wird kommen!“ Diese Nachricht erregte eine überaus freudige Bewegung in der ganzen Stadt.

Und er kam. Am 4. August, eine Stunde vor der Ankunft des letzten Magdeburger Eisenbahnzuges, welcher, wie man wußte, den gefeierten Mann bringen würde, strömte, ungeachtet des Regenwetters, das Volk nach dem Bahnhofe, mit Ungeduld seiner harrend. Endlich kam der Zug an. Ronge, in Begleitung seines Bruders, — Kerbler und Brauner hatten, um andere Gemeinden zu constituiren, sich in Magdeburg von ihm getrennt — war von dem gegenwärtig ersten Vorsteher der hiesigen Gemeinde von Leipzig abgeholt. Am Bahnhof wurde er von einer Deputation des Bürgervereins, dessen Ehrenmitglied er schon seit einiger Zeit war, empfangen, und bestieg dann mit dieser und den Vorstehern der Gemeinde mehrere in Bereitschaft stehende Wagen. Jetzt brach der Jubel des Volkes los. Nicht allein die kleine Schaar der deutsch-katho-

lischen Gemeinde begrüßte ihren Befreier, der ihnen die drückenden geistigen Fesseln abgenommen hatte: das war ein Jauchzen aus dem Herzen des ganzen Volkes dem Manne entgegen, welcher mit der größten Unererschrockenheit einer furchtbaren Macht entgegentrat, der ein Wort gesprochen hatte aus der Seele der Menschheit. Die Menge umringte den verdeckten Wagen, worin Ronge saß, und nöthigte ihn, so lange zu halten, bis man das Verdeck abnahm und er so Allen sichtbar wurde. Ein Hurrah von den vielen Tausenden der begeisterten Menge begleitete ihn vom Bahnhofe bis in die Stadt, wo er in einem Privathause bei einem Verwandten abstieg; aber auch hier endete es erst, nachdem der Gefeierte sich mehrere Male dem Volke gezeigt hatte.

Ronge's sehr einnehmende Persönlichkeit und seine herzliche Freude über den wahrhaft schönen Empfang, welche sich in seinem Gesichte deutlich aussprach, machten den angenehmsten Eindruck auf die Menge.

Am Abende folgte er einer Einladung des Bürgervereins, welche ihm die Deputation am Bahnhofe überbracht hatte. Dort, wo außer dem Kern der Bürgerschaft auch die Mitglieder der deutsch-katholischen Gemeinde Zutritt hatten, wurde er vom Dr. phil. Hoffmann, dem eigentlichen Organe des Bürgervereins, mit einer herzlichen Anrede empfangen, worin es im Wesentlichen hieß: wie der Verein sich glücklich schätze, ihn unter der Zahl seiner Ehrenmitglieder nennen und ihn heute in seiner Mitte begrüßen zu können; wie man ihn bis jetzt nur durch sein Wirken und sein Bildniß gekannt habe, und wie sehr durch sein persönliches Erscheinen ihre Liebe und Verehrung für ihn erhöht werde. Ein Lebehoch auf den gefeierten Gast, womit der Redner schloß, fand den lebhaftesten Anklang und wollte nicht enden. Ronge erwiderte den Gruß mit einfachen herzlichen Worten, worin er mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit jedes Verdienst von sich abwies, die Bewegung der Gegenwart allein dem Erwachen des Volkes zuschreibend. Nachdem darauf mehrere Gedichte, passenden Inhalts, wodurch der allverehrte Gast gefeiert wurde, vorgetragen waren, legte man demselben die Akten des Vereins vor und machte ihn dadurch mit der Tendenz und dem Wirken desselben bekannt. Bei dieser Gelegenheit schrieb er in das Protocollbuch:

Mein Vaterland sollt' ich nicht lieben,
Ich sollt' ein blinder Röm'ling sein;
Da wurde heiß mein Herz getrieben,
Das kann ich nimmer, nein — nein — nein!

verweilte noch kurze Zeit in der Gesellschaft, und kehrte dann nach seiner Wohnung zurück, wo er die Nachbarkhäuser glänzend erleuchtet fand.

Am folgenden Tage früh um 8 Uhr begann der Gottesdienst. Die Mitglieder der jungen Gemeinde und des Bürgervereins, und außerdem nur Solche, die

einen Geldbeitrag, Behufs Salarirung des noch zu wählenden Predigers, gezeichnet hatten, erhielten Einlasskarten, worauf sehr zweckmäßig zugleich die Gesänge zu der Feier gedruckt waren. Demungeachtet faßte die Kirche beinahe 6000 Menschen, worunter man außer unserm Minister der geistlichen Angelegenheiten noch mehrere hohe Staatsbeamte und Männer aus der unmittelbaren Nähe des Herzogs erblickte. Ronge, in einer Reverende, hielt am Altare die Liturgie und darauf von der Kanzel eine Rede, worin er die ganze Gemeinde zuerst in seinem Namen und in dem Namen ihrer Brüder und Schwestern aus dem Osten begrüßte, dann auf das Geschichtliche und den Geist der katholischen Kirche übergieng und die Gemeinde zum Zusammenhalten und Ausharren in dem Streben nach ihrem schönen Ziele ermahnte.

Die Rede, welche von vielen Urtheilsfähigen sehr gelobt wird, fand auch ihre Tadler in Denen, welche eine schön disponirte Predigt erwarteten. Bedenken wir aber, in welchem Grade Ronge in Anspruch genommen wurde, daß er am Sonntage zuvor des Morgens die Kirche zu Magdeburg — beiläufig bemerkt: die erste deutsch-katholische Kirche — eingeweiht und Nachmittags den Prediger Nigschke in dieselbe eingeführt, daß er am Dienstage in Leipzig, am Donnerstage hier, am Freitage in Halberstadt und am Sonntage darauf in Görlitz Gottesdienst hielt, so kann dies durchaus nicht befremden, und erklärt vollkommen, daß sich in der Art seines Vortrages auch eine Ermüdung, veranlaßt durch übermäßige Anstrengungen, kundgab. Nach Beendigung der Rede trat er wieder vor den Altar, wo der Gemeinde durch eine Deputation des Bürgervereins ein Kelch, eine Patena und ein Taufbecken als Geschenk überreicht wurden. D. Assmann, an der Spitze der Deputation, sprach einige begeisternde Worte. Er bezeichnete die Bewegung, welche durch Johannes Ronge im deutschen Vaterlande hervorgerufen sei, ein erfreuliches Zeichen fortschreitender Geistesfreiheit und eine Annäherung unter den verschiedenen Religionsparteien, die, trotz aller Verschiedenheiten, in den Hauptwahrheiten des Glaubens und der Liebe einig seien, und schloß dann etwa folgendermaßen: „Bekennere des jüdischen, lutherischen und reformirten Glaubens haben sich zu Beiträgen für diese Gaben vereinigt u. s. w. Gern überlassen wir uns der schönen Hoffnung, daß die Wahrheit eine immer allgemeinere Anerkennung, eine immer freisinnigere Deutung erfahre, die der Spruch eines alten Anhängers der alten römisch-katholischen Kirche verkündete: *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!* (Im Allgemeinen Einheit, im Zweifelhafsten Freiheit, in Allem Liebe!)“ Darauf wurde das Geschenk durch Ronge eingeweiht und zum Schlusse am Hochaltare

durch ihn das Abendmahl an die junge Gemeinde ausgetheilt.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier machte Ronge zuerst dem hiesigen lutherischen Generalsuperintendenten, Abt Sallentier, einen Besuch. Hier traf er mit unsern Consistorialräthen Westphal und Hille zusammen und wurde von diesen auf das Herzlichste empfangen. Sein zweiter Besuch galt unserm Stadtdirector Bode, welcher sich für die junge Gemeinde so warm interessirt, und sein dritter unserm Minister der geistlichen Angelegenheiten, Schulz, dessen humanen Gesinnungen, nächst der Hochherzigkeit unsers Herzogs, wir es wohl vorzugsweise verdanken, daß wir eine geistige Freiheit athmen, wie kaum ein anderes deutsches Land sich deren zu erfreuen hat. In Abwesenheit des Ministers von dessen Gemahlin mit großer Freundlichkeit empfangen, kehrte Ronge nach seinem Logis zurück, wo ihm bald darauf der Minister einen Besuch abstattete.

Zu dem Mittagessen, welches jetzt folgte und woran außer dem Vorstande der Gemeinde, dem Stadtdirector Bode, Abt Sallentier und den Candidaten, welche bei der deutsch-katholischen Gemeinde den Gottesdienst verrichteten, und noch Wenige Theil nahmen, da Ronge ein großes Festmahl, ihm zu Ehren, entschieden ablehnte, hatte man sich kaum gesetzt und einige Bissen zu sich genommen, als der gefeierte Gast aufsprang, mit wenigen herzlichen Worten, worin er besonders die Candidaten aufforderte, mit ihm an dem großen Werke fortzubauen, Abschied nahm, und, ungeachtet man ihn noch festzuhalten suchte, nach dem Bahnhofe eilte, um, seinem Versprechen gemäß, noch vor Abend in Halberstadt einzutreffen.

Um 2 Uhr reiste er ab, und man hatte zu einer späteren Fahrt für ihn einen Wagen vergeblich auf das Reichste bekrängt.

Und so verließ er uns wieder.

Möge er denn seinem Ziele ferner mit Beharrlichkeit zuschreiten! Möge ihm die Vorsehung Kraft geben und ihn in ihren besonderen Schutz nehmen! Möge sie ihn behüten und bewahren! — Wahrlich, es thut Noth!

Am 14. Juli wurde der Holzhändler Weiß als Rechnungsführer, und am 18. Juli der Hofbuchbinder Selenka, der Holzhändler Weiß und der Schneidermeister Michel als Provisoren der deutsch-katholischen Gemeinde in Braunschweig beim Magistrat beeidigt, und ist dadurch die Gemeinde als vollkommen constituirt zu betrachten.

Ein Lichtfreund.

Nachschrift. Ich erfahre soeben, daß uns noch in diesem Monat (September) ein zweiter Besuch Ronge's bevorsteht.

Literatur und Kunst.

Aphorismen

über das Gemeinsame in dem Entwicklungsgange der bildenden Kunst und der Poesie, besonders in Deutschland.

(Aus Karl Förster's noch ungedrucktem lit. Nachlaß.)

II.

Griechische Zustände und Tempel = Germanische Zustände und Kirchen im Mittelalter.

Die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Einheitsliebe der Alten in allen Producten der Kunst, erklärt ihre Tempel, die irgend einem der Einbildungskraft faßlichen Gotte geweiht, in der schönsten Harmonie des Innern und Aeußern, dem innern und äußern Auge überschaubar, bestehen; eben so erklärt die Weite und Endlosigkeit der germanischen Zustände die Beschäftigung der christlichen Völker des Mittelalters mit dem ungewissen Künftigen, und ihre Liebe zum Mannichfaltigen erklären jene Dome des Mittelalters, die gleich im Entstehen, um sie des Unendlichen würdig zu machen, mit so riesenmäßigen Anlagen begonnen wurden, als ob sie nie endigen sollten.

Wie die Dome jener Zeit, so auch ihre epischen Dichtungen! Endlose Verse, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, ehe man sie in's Detail gelegt. So macht im gothischen Bau ein Grundriß oft noch größere Wirkung, als in der Wirklichkeit. Im Innern der gothischen Kirche beginnt erst ihre wahre Größe; im epischen deutschen Gedicht muß man sie in der Idee suchen.

Der epische Geist der altgriechischen Zeit begeisterte die bildenden Künstler zu Reliefbildungen; was hindert uns, jede gelungene Götterstatue als einen feierlichen Hymnus zu denken?

Von der Mitte des 12. bis 14. Jahrhunderts war die Kunst deutsch auf deutschem Boden. Wenn die Dichtkunst Stoff vom Auslande entlehnte, so fand dieser doch jedesmal eine vollkommene deutsche Behandlung von dem Dichter. Seit 1300 war Deutschland auf sich angewiesen, und was sich uns von Werken der Bilder

in Stein, Holz und Thon, von Arbeiten der Maler, später der Kupferstecher, von Erzeugnissen der dichten Kunst aus der nächsten Zeit erhalten hat, ist — man darf es behaupten — zum größten Theile ganz und gar von deutschem Geiste durchdrungen.

An der Lyrik und der Baukunst des Mittelalters sehen wir das individuelle Leben im Allgemeinen untergehen und sich erneuen, was in einer frühern Literatur-epoche bereits stattgefunden hatte; denn wenn wir von einem homerischen Zeitalter sprechen, ohne dabei nothwendig an die Eigenheit dieses oder jenes Dichters denken zu müssen, so können wir die Zeit des Nibelungenliedes als eine solche bezeichnen, in der die Individualität nur ein untergeordnetes Recht behauptete und nichts dagegen hatte, wenn sie in dem Eigenhümlischen der Gesamtheit namenlos unterging. — Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Gottfried von Straßburg sind glänzende Namen, und unstreitig verläugnet auch von Ihnen Keiner sich als der, der er war, in seinen Dichtungen; aber gleichwohl erscheint jeder dieser Namen mehr als Gattungsname seiner Zeit. Wie nahe verwandt erscheint uns nun in dieser Beziehung dem dichterischen Streben jener Jahrhunderte die Kunst, die als allein nennenswerthe des 12. und 13. Jahrhunderts in ihren wunderbaren Denkmälern noch heute zu uns spricht, die Baukunst. Nur wenige ihrer Meister leben im Gedächtnisse der Nachwelt fort.

Der große Baukünstler, der die Steine zu mächtigen, himmelanstrebenden Bauen aufthürmte, war die Zeit selbst und der in ihr waltende Geist.

Poesie und bildende Kunst boten sich schon damals (im Mittelalter) einander die Hand. Jene beriefen sich auf diese, wenn ihr das Wort für die Darstellung nicht ausreichte, wie in der schönen Stelle des Nibelungenliedes, wo Siegfried Chrimhilden zum ersten Male sieht: „Da stand so minneglichen etc.“ (V. 1157). Diese aber, die bildende Kunst, entlehnte aus Sagen und Dichtungen einzelne Gestalten und vollständige Scenen, wie namentlich zu den Miniaturen der Handschriften epischer Werke.

Wenn das Epos des Mittelalters nur in den großen Bauten derselben Zeit sich herangebildet hatte, die legendenartigen Erzählungen dagegen, an denen es gleichfalls nicht fehlte, später und um dieselbe Zeit zu Darstellungen gleicher Stoffe Veranlassung gaben, so möchte sich in den zahlreichen Bildern der Gottesmutter, besonders aus der Schule von Siena, ein Beweis finden,

daß auch das lyrische Element der Zeit in gleichzeitigen Malereien nicht wirkungslos geblieben sei. Huld und Liebreiz, Frömmigkeit und Seelenadel, alle Segnungen des Leibes und des Gemüthes, die der liebende Dichter auf die Frau seines Herzens übertrug, versuchte auch der Maler, so weit er es vermochte, in die Bilder zu legen, in denen er die Jungfrau, den Gegenstand der heiligsten und reinsten Minne, dem Auge vorführte. Was Gottfried von Straßburg und später Petrarca zum Preise Mariens sagen, können es keinen Augenblick zweifelhaft lassen, ob die Dichter den Malern oder diese den Dichtern nachgebildet haben.

Durch die Zeit der Poesie des Ritterthums geht ein Zug von Kindlichkeit, der sich eben so in der Freude an den heitern Spielen der Phantasie und an den Wundern der Natur und des Menschenlebens, wie in dem gläubigen Sinne, mit dem das Unglaublichste dahingegenommen ward, bethätigt. Diese kindliche Anschauungsweise tritt auch bei den Malern der nächsten Zeit hervor. Mag auch die Lust an Goldbrändern und goldschimmernden Gewändern dem sinnigen Beschauer alter Bilder noch manches Andere zu denken geben, das nächste, was ihm aus diesen Tafeln selbst im Nachbitde anspricht, wird doch immer der kindlich heitre Sinn einer einfach religiösen, zwar beschränkten, aber lebenswürdigen Kunstanschauung sein.

Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts erhielt sich eine Gleichartigkeit der Bestrebungen unter den für Kunst und Wissenschaft empfänglichen europäischen Völkern. Später aber, wie Alles sich mehr individualisirte, sonderten sich auch die Völker in der Weise ihrer Fortentwicklung bestimmter wieder ab, und jedes nahm nun, mehr oder weniger unabhängig von den andern, hier gefördert, dort gehemmt durch nationale Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse, seinen eignen Gang.

Unter den Ottonen kam griechische und römische Literatur unter den Deutschen in Aufnahme, ja es läßt sich — nach Gerovinus — erweisen, daß das eigentlich Nationale von Otto, wie früher von Karl dem Großen vernachlässigt wurde und daß durch Einwirkung dieser Männer die Nationen auf Fremdes und Ausländisches hingewiesen wurden. Die Ottonen sind durch Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage groß geworden. Otto III. war der griechischen Sprache vollkommen mächtig, und unter Otto I. brachte Gunz eine Menge Classiker, unter ihnen Plato und Homer, nach Deutschland, somit weit früher, als die letzten in Italien einzogen.

Das Erste, was uns in den Werken des spätern Mittelalters entgegen tritt, ist der Geist einer freien Bewegung. Wie die Malerei nach und nach an der

Hand der Naturwahrheit und Anmuth aus den starren byzantinischen Formen heraustrat, so sehen wir auch die Poesie erst in der Provence und Nord-Frankreich, dann in Deutschland und in Italien aus der Gebundenheit einer rohen und unbehüftlichen Sprache sich allmählig befreien und immer mehr den Gesetzen der Anmuth und Schönheit sich fügen.

Ueberall trat seit dem 14. — 15. Jahrhundert in den Dichtwerken die Individualität bestimmter hervor, und wie die frommen Maler jener Zeit auf ihren Gemälden heiliger Geschichten hinter den Heiligen wohl ihr eignes Bild in demüthiger Stellung anbrachten, so ist es, als ob auch aus den Gedichten ihrer Zeitgenossen das Bild ihrer Verfasser lebendig uns entgegen träte. Absichtslos malten sie sich selbst hinein.

Auch die höhere Weltanschauung in Dante's göttlicher Komödie ist der Zeit nicht so fern, daß diese nicht manches diesem Gedicht Verwandte auch in andern Sphären hätte hervorbringen sollen. Mit Recht hebt in dieser Beziehung ein ehrenwerther und geistreicher Kunstkenner — v. Quandt — in seinen trefflichen Anmerkungen zu Langi das merkwürdige große Wandgemälde, Simon di Martino in der spanischen Kapelle bei Santa Maria Novella zu Florenz, das den Gegensatz der streitenden und triumphirenden Kirche in einer großartigen Allegorie zur Anschauung bringt und den Einfluß einer in Dante zur höchsten Vollendung gediehenen poetischen Zeitrechnung lebendig bethätigt, besonders hervor.

Als das Ritterthum in Frankreich und Deutschland seine schöne Zeit durchlebt hatte, fristete die Poesie in unvollkommenen Versuchen, schwachen Nachhallen eines frühern reichen Lebens, ein kümmerliches Dasein in den gegen die Unbilden einer wild bewegten Zeit durch Mauern und Gräben gesicherten Städte. Daneben aber und früher schon hatte sich, abge sondert von der weltlichen, auf Heldensagen und irdische Angelegenheiten gegründete Dichtungsweise, eine vielleicht bisher noch zu wenig beachtete Poesie der Klöster gebildet, die in der Fortbildung und Ausschmückung von Legenden und legendenartigen Erzählungen für das zu Grabe gegangene Epos, in frommen kirchlichen Gesängen für die untergegangene weltliche Lyrik Ersatz bieten. Es war wohl sehr natürlich, daß jugendliche und poetische, auf Contemplation und ascetische Übung verwiesene Gemüther an solchen Gestaltungen, die ihrer auf das Heilige gerichteten Phantasie mehr als sonst Etwas zusagten, und während Einzelne nach dem glaubwürdigen Zeugnisse des veronesischen Bischofs, Valerius Augustinus, in oft sehr dichterisch freien Umarbeitungen alter und neuer Heiligensagen ihren poetischen Drang walten ließen, mochten Andere wohl schon früh die Bilder, die ihnen in Augenblicken einer höhern religiösen Weihe zugekommen waren, mit Stift und Farbe

festzuhalten suchen, wie dies von dem begeisterungsvollen, tiefsinnigen Fra Giesole zur Genüge bekannt ist.

Gervinus bemerkt, wie Diefried, im Gegensatz der mehr auf große und erhabene Scenen ausgehenden Bearbeitung der Evangelien epische Erweiterungen nur da kenne, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, und erinnert dabei, wie dies eine Parallele zu der Miniaturmalerei dieser Mönche abgebe, in welcher der Schüler Rhabanus Maurus kein Fremdling gewesen sein werde. Doch setzt er hinzu, daß die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung nicht behaupten könnten, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbeschränkten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse, ihrer Freuden und Leiden erfordern. Nur solche Werke, die durch Abgeschiedenheit und Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß besonders gefördert werden, können in Klöstern gedeihen.

Man braucht nur die spätern Dichtungen des deutschen Heldenbuchs, den „Rosengarten“, „Alphart“ und andere mit dem Nibelungenliede und dem gleichzeitigen trefflichen Epos „Gudoum“ zu vergleichen, um zu erkennen, wie die Zeit nicht mehr die alte ist, und wie bei aller Tüchtigkeit, Wahrheit und Kraft dennoch die edlere und freie Sitte mehr und mehr zu verschwinden beginnt. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts macht sich der Hang zu satyrischer Verspottung bemerklich, und in dem Mönch Isan, in dem das Mönchsleben zur Zielscheibe des Witzes gemacht wird, besigen wir ein Beispiel, das uns lehrt, daß mit Raubigkeit und Plumpheit dies nicht selten geschah. Freilich nahmen Verderbniß der Geistlichkeit um dieselbe Zeit mehr und mehr überhand, und jene Ausfälle finden ihre Erklärung in den Schilderungen, die Hugo von Dogenberg zu Ende desselben Jahrhunderts uns in dem „Renner“ von der Sittenlosigkeit des geistlichen Standes giebt. Poesie und Kunst wetteiferten nun mit einander in derselben feindlichen Richtung.

Daß der im 15. Jahrhundert und früher schon mächtig erwachende, gegen das bestehende Kirchliche gerichtete reformatorische Geist der Kunst der Dichtenden, wie der Bildenden, in der nächsten Zeit wenigstens nicht fördernd sein konnte, liegt am Tage. War er es, so war er es mindestens nicht auf geradem Wege, sondern dadurch, daß er die Nothwendigkeit darthat, zur Bewahrung der alten Lehre Alles aufzubieten, was die Kunst in ihrem Bereiche Herzgewinnendes, Sinnbezauberndes hätte. Da aber, wo jener Geist zur allgemein vorherrschenden Richtung geworden war, trat die Kunst aus dem Dienste der Kirche in den der Meinung, denn was später Bekenntniß und Glaube wurde, war jetzt noch Meinung; sie trat, da sie die wissen-

schaftliche Einsicht zu fördern nicht im Stande war, in den Dienst Derer, die von einem neuen Geschichtschreiber der Reformation, im Gegensatz der kirchlich Gemäßigten und der evangelisch Apostolischen, als die Radikalen bezeichnet genug genannt worden sind. Dies wird vollkommen klar, wenn wir an die zahlreichen satyrischen Bilder jener Zeit denken, die in den gleichzeitigen satyrisch-dialektischen Dichtungen abermals ihr Gegenbild haben. So wählte der Maler und Dichter Manuel von Bern zum Schildhalter seines Wappens zwei Priester in Wolfspelzen, mit der Unterschrift: „Inwendig reißende Wölfe“. Die Neuzeit restaurirt in ihren kirchlichen Wirren und Zerwürfissen jenes Wappen. —

Als das Zeitalter der epischen Dichtkunst in Deutschland vorüber war, wirkte der epische Geist noch nach in jenen Gemälden deutscher Maler, die in einem Raume eine ganze Reihenfolge drastischer Scenen zur Anschauung brachten, fast so wie die dramatischen Dichter des 15. — 16. Jahrhunderts ganze größere Zeiträume in den Raum eines vielactigen und langathmigen Drama's zusammendrängten. —

Schorn in „zur Geschichte der Bilderschnitzerei in Deutschland“ sagt unter Anderm über Wohlgemuth's Arbeiten: „In Wohlgemuth's Werken sehen wir immer einen Gegensatz zwischen fast abstracter Schönheit und den widerlichsten Erscheinungen der Wirklichkeit. Seine Madonnen sind von hoher Schönheit und Amuth, seine Kriegsknechte und Juden abschreckende Mißgestalten. Scheinen ihm vielleicht die heiligen Personen allein der Schönheit würdig? Die Befreundung mit so übertriebener Häßlichkeit hängt mit dem satyrischen Humor zusammen, der in der Mitte des 15. bis Ausgang des 16. Jahrhunderts in Nürnberg und fast in ganz Deutschland einheimisch war und sich von Hans Botz und J. Rosenblüt bis auf Fischart in Fastnachtsspielen und Schwänken mit gleicher Derbheit äußerte. Derselbe Gegensatz ist bei dem ältern Holbein von Augsburg zu bemerken und wohl eben daraus zu erklären. Es zeigte sich das unbeschränkte Leben der Bürger freier Städte, wie sich bei van Eyck die Einwirkung des burgundischen Hofes, bei den Kölner Malern die eines geistlichen Regiments offenbarte.“

Hans Sachs's Verhältnis zu Albrecht Dürer ist Keinem fremd; er begleitete mehrere von dessen Arbeiten mit seinen Dichtungen; so bewahrt das Museum in Nürnberg zwei Holzschnitte von ihm auf. Der erste, 1526 von dem Formschneider Hans Guldemund herausgegeben, ohne Namen und Zeichen. Er stellt den Bucher, die Gleisnerei, Tyrannei, den gemeinen Mann, die Vernunft, die Gerechtigkeit und das Wort in geflügelten Figuren dar. Die Gleisnerei liegt in

einer Mönchskutte auf der Erde, und der gemeine Esel, welchen Bucher schindet und ein geharnischter Mann reitet, schlägt hinten aus, während ihm die Vernunft das Haberstroh vorhält. Die Gerechtigkeit weint in Banden; zur Seite steht das Wort *Os*, welches Hans Sachs folgendermaßen sprechen läßt:

„Esel, dich hat Vernunft verplent
das du dein Gewalt wilt widerstent
den Gott zur Straf deiner Sünd hat gesent.
Darumb so sei nit widerspent
drag dein selb kreuz in dem ellend
und bleib geduldig bis in's end.
Wer überwind, der wird gekrönt
halt du Gott still, bis er dir wend.
Bucher, tyrannisch regiment.
Laß ihm die rach in seiner Hand;
die Rach ist sein; die Schrift bekant
wie gewaltig er mit Kraft zutrennt.
Pharao stürzt er in meeres grund,
König Englan wurd tödlicher wund
König Ahas Blut Achten die Hund
Da Israhel ein jeder schund.
Also noch heut zu dieser stund
Errett Gott sein Volk aus den schlund
der tyrannen die grausamb thunt,
auch von des Buchers schwinden fund
macht Gott sein armes Volk gesundt,
als auch der gleichneren geschwund,
Bald sie Gott rührt durch seinen mund
Gott hält treulich seinen Bund.“

Der zweite Holzschnitt aus Dürer's Schule, vom Formschneider Wolfgang Reich in Nürnberg mit Hans Sachsens auf Pergament gemalten Versen 1534 herausgegeben, stellt den Neid eigenthümlich (ohne die sonst gewöhnlichen Schlangenhaare) dar, als scheußliche geflügelte weibliche Figur, die an der eignen Hand nagt. Hans Sachsens Schilderung lautet:

Das feindselige Laster, der hungerleidende Neid
mit seinen zwölf eggenhaften.

Eins mahls ich lag und mir gedacht,
Von wann doch kam so viel zwietracht
Bei fürsten und bei großen herrn
In allen landen nah und fern,
Desgleich bei dem gemeinen Mann.
Als ich der ursach lang nachsann
zulezt in den gedanken tieff
Ich also senftiglich entschlieff.
Da erschien ein feindselig Bild
Mir, gleich ein alten weyb, ganz wilb,
hat' grob haar, auf seim haupt zwei haren
's ein Auge ihm verplendet waren,
hat flügel als ein fledermaus

sein Leyb ganz nackt war, durchaus
gerunzelt, mager, dürr und gelb,
Seine linke hand fraß es im selb,
Daran das Blut kam abgeloffen.
Seine rechte hand hat es frei offen,
Auf seiner rechten Brust saß ein spinnen,
Aus der linken ward eyter rinnen,
Mit den rechten Fuß that es stossen
Von jen ein treuw *) zusammen geschlossen,
Stund mit der linken auf einer schlangen,
Die jen sein Schenkel hat umfangen
Wond es haft mit wütigen zoren.
Hinder dem bild lag neu geboren
Ein herb vergifter scorpion.
Ich erschraß, doch ein Herz gewann
Und sprach: wer bist? es antwort: ich
Bin das, nach dem du fleißiglich
Geforscht hast auff diese Nacht,
Das auf erd mocht viel zwietracht
In geistlich, weltlich regimenten,
In hohen und in niedern ständen.
Ich sprach: wie heyst, thu mich beschend.
Es sprach: ich bin der heymlich Neid;
Vom Teufel ich geboren ward,
Darnach das Bild mir all seine art,
Durch die zwölf eggenhaft erklärt,
Wie jr sie hiernach hören werdt.“

Die antike und romantische Weltansicht sehen wir im 16. Jahrhundert in Italien vereinigt. Es war zur Zeit Tasso's, wo eigentlich zum ersten Male das von Göthe in der Helena so vortrefflich veranschaulichte Bündniß zwischen der antiken und romantischen Weltansicht in einem ewigen Dichterwerke hervortrat. — Helena ist, um in der classischen Bildersprache des Allen bekannten Gedichtes fortzufahren, zum Hades zurückgekehrt, aber ihr Schleier, die classische Sphäre, ist zurückgeblieben.

Neuere Zeit. — Allegorie in Dichtkunst und Bildnerei im 17. und 18. Jahrhundert.

In jener Zeit (der allegorischen) konnte kein Grabstein aufgerichtet werden, ohne die That einiger christlichen Tugenden, die mit beträchtlichem Weinen der Welt sagten, was sie verloren hatte; kein ehrlicher Mann konnte seine Hochzeit feiern, ohne daß Musen und Grazien mit den ausgesuchtesten Kränzen das Fest verherrlichten. Wie weit sich die Allegoriesucht verirte, beweist die fünf Seiten lange Erklärung eines

*) Zwei in einander geschlagene Hände, das Zeichen der Redlichkeit und Treue.

allegorischen Titeltupfers zu dem von D. U. König herausgegebenen Gedichten des Freiherrn von Kanig. (2. Auflage, Berlin und Leipzig, 1734.) — Ich erinnere dabei an des K. S. Ceremonienraths Erklärung in den Worten: „Die Canigefche deutsche Poesie.“ „Tabacklob.“

Ein Denkmal jener allegorischen Bildnerei ist das Grabmal des Marschalls von Sachsen in Straßburg. Der Tod öffnet ihm den Sarg, in den er einsteigt, während Frankreich ihn zurückzuhalten sucht.

Die Werke der gesammten Eklektiker in der Malerei kommen mir vor, wie die Gedichte unserer lateinischen Poeten neuerer Zeit. Sie bewegen sich mit Geschick, Zierlichkeit und Anmuth in fremden Formen, die für sie dichten, und der Unterschied zwischen Raphael, Mengs von der einen, und zwischen Wida, Bald u. A. von der andern Seite möchte nicht groß sein; der Maler jener Schule findet die fertigen Formen, wie dieser die fertigen Bilder und Wendungen auf, und die Phantasie hat nicht viel mehr dabei zu thun, als höchstens das bereits Vorhandene mit Geschmack und Kunstfertigkeit zu einem Ganzen zusammen zu ordnen.

Bedeutend und folgerreich war in neuerer Zeit der Einfluß der romantischen Dichterschule auf bildende Kunst, zunächst auf Malerei und ihre Richtung, vorzüglich durch Fr. Schlegel, E. Tieck und Beckenroder, deren Einfluß auf die Künstler in ihren schlimmen und wohlthätigen Wirkungen in gleichem Maasse erkannt wie verkannt wurde. Man sage nicht, die vielfach anregenden Schriften dieser Männer hätten in den Künstlern die Ahnung einer neuen ihnen bis dahin ganz fremden Welt erst aufgeschlossen. Das Unzureichende des Bisherigen und das Bedürfnis eines Neuen war in der gesammten jungen Kunstwelt wohl schon früher empfunden worden, und die eben genannten Männer bedienten sich nun des Vorrechts, das dem Schriftsteller gegeben worden ist, das gefühlte Bedürfnis in geflügelten Worten der Welt zu offenbaren, und ihr Wort ging durch Deutschland, hallte überall, wo die Kunst sich einen Tempel erbaut hatte, wie der Jubelruf eines neuen Frühlings wider, und drang bald über die Alpen nach Italien, wo es unter den deutschen Kunstjüngern empfängliche Gemüther genug gab, die, was sie zum ersten Male aus der Heimath vernahmen, mit Begeisterung als einen Lichtstrahl in ihren schwankenden Bestrebungen begrüßten. Was sie jetzt in Worten,

die Allen höchst klar und verständlich schienen, lasen, hatten sie längst empfunden und sich dunkel gedacht; sie fanden jetzt in den Werken jener Kritiker und Dichter sich selbst mit allen ihren Ahnungen, Hoffnungen und Wünschen wieder.

In Bezug auf Classisches und Romantisches in der neuern Poesie äußert sich Dyck in „über Faust“ wie folgt: „Man hat mit Recht das Wesen der neuern Poesie, der Romantik, in einer Hindeutung auf das Unendliche, Unbegreifliche in jeder Erscheinung des Schönen, in der Beziehung alles Menschlichen auf ein übermenschliches Geheimniß gefunden, wie das plastische Alterthum durchgängig das Schöne als solches in seiner Fülle und Einheit, in seiner menschlichen Klarheit und Persönlichkeit darthut. Das antike Schöne ist auch Sinnbild der Natur, aber ein bewußtloses, während die neuere Kunst überall zur Reflexion neigt. Daher ist die Antike symbolisch, die Romantik in höhern Grade allegorisch, wenn gleich auch jener die Allegorie nicht fremd ist. Aeschylus konnte in seinem Orestes die ewige Schuld und Strafe, die Qualen des Gewissens und die versöhnende Wahrheit sinnbildlich vor Augen stellen, aber ein Gedicht wie Dante's göttliche Komödie oder Göthe's Faust war nach antiker Vorstellung rein undenkbar.“

Ist alle Kunst nur eine Manifestation der Idee (des Göttlichen) in der Erscheinung, so ist sie an die letztere, als an ihr Medium, gebunden, und jede Entfernung von dem Wesentlichen, Körperlichen in das Nebelhafte, Schemenhafte und von da in das Abstrakte hinaus ist, mag sie der dichtende oder bildende Künstler verschulden, eine Verirrung, die von dem in der Geburt schon todtten Werke in der Regel selbst und augenblicklich bestraft wird.

Alles Vortreffliche in der Kunst ruht zuletzt auf dem recht begriffenen und in seiner vollsten Entwicklung aufgefaßten Nationellen. Es giebt zwei Abwege von diesem Mittelpunkte: einmal, wenn die Kunst, von dem Heimischen sich loslegend, der fremden Volksthümlichkeit äffisch sich zuwendet, dann, wenn das Einzelleben des Individuums sich übermüthig und eigenmächtig von dem Ganzen sondert. Beides führt zur Verzerrung und Karrikatur und für Beides liefert leider auch die vaterländische Kunst- und Literaturgeschichte in einzelnen Perioden ihre Beweise.

D r e s d e n .

K ö n i g l . H o f t h e a t e r .

Sonntag, den 21. Sept., neu einstudirt:

Emilia Galotti, Trauersp. in 5 Act. von **G. G. Lessing**.

Die dem Théâtre français in Paris zur Basis dienende Hauptidee: als Träger der dramatischen Classicität Frankreichs zu walten und zu wirken, wie unvollständig und mangelhaft auch die praktische Ausführung in Einzelheiten sich darstellen möge, ist bei der hohen Achtung und dem Enthusiasmus der Franzosen für ihre classischen Geisteswerke aus der leicht zu erklärenden Nothwendigkeit hervorgegangen, ihren classischen Bühnendichtern eine würdige, sichere und dauernde Stätte zu bereiten, auf welcher die dramatischen Meisterwerke, zur wahren und eigentlichen Lebensthätigkeit gelangend, dem der Schaubühne von jeher entschieden zugeneigten französischen Volke in möglichster Kunstvollendung vorgeführt und durch wiederholte Vorführung in dem Andenken des Volkes lebendig erhalten würden. Der Werth und Nutzen eines derartigen nationalen Kunstinstituts für das Volk leuchtet ein, aber auch die Behauptung leuchtet wohl ein, daß es vorzugsweise das Centralisations-system Frankreichs ist, welches bei Einrichtung und Erhaltung desselben vorzugsweise thätig. Deutschland in seiner Zerstückelung entbehrt, trotz der hin und wieder bestehenden „National“-Theater, eines solchen Nationalinstituts, und die Verpflichtungen, denen das Théâtre français gewidmet ist, lasten in Deutschland auf den größeren Hoftheatern. Sie lasten, müssen wir sagen, weil bei der Spärlichkeit, mit welcher jene Verpflichtungen im Ganzen zur Ausführung gebracht werden, jener Ausdruck in der That der bezeichnendste scheint. Dennoch sind und bleiben es die größeren Hoftheater, von welchen, zu Folge ihrer Stellung wie ihrer Mittel, Deutschland die reproducirende Pflege seiner sogenannten classischen eben so unbestreitbar, wie die seiner neu erstehenden Dramatik zu fordern berechtigt ist. Aber nicht nur das Volk hat von den größeren Kunstinstituten zu seiner Erhebung und Geschmacksläuterung die würdige Vorführung der dramatischen Meisterwerke zu verlangen das Recht, auch die Schauspielkunst erheischt zur höheren Ausbildung ihrer Kunstjünger eine reichliche Berücksichtigung desselben Stoffes für ihre Leistungen.

Wir haben es ehrend anzuerkennen, daß unsere Hofbühne in neuerer Zeit, namentlich seitdem Ed. Devrient die Oberregie übernommen, die angebeutete Verpflichtung factisch und in würdiger Ausführung anzuerkennen nicht unterläßt. Unter der würdigen Ausführung einer solchen Verpflichtung verstehen wir aber nicht bloß die vorzügliche Ausführung dieser oder jener Rolle eines Bühnenstücks durch einen bedeutenden Künstler, sondern, bei möglichst tüchtigen Leistungen in den Aufgaben der verschiedenen Rollen, auch die Herstellung einer wahrhaft künstlerischen Totalität, das jede Handwerksmäßigkeit verbannende Erscheinen des Kunstgenius selbst in allen kleinen Einzelheiten des complicirten Bühnenorganismus, das Walten dieses Kunstgenius als belebendes Element des Ganzen. Und dieses wichtige, auf so mancher großen Bühne schmerzlich vermischte Kriterium eines wahren Kunstinstituts, wie sprechen es mit Freuden aus, zeigt sich in neuerer Zeit sichtlich hervortretend in den meisten Vorstellungen unseres Hoftheaters, zeigte sich auch in der heutigen.

Wenn A. W. v. Schlegel das obengenannte, kritisch vielfach besprochene Werk ein mit ungemeinem Scharfsinne herausgerechnetes Drama nennt, so umfaßt diese Bezeichnung, die übrigens mehr oder weniger auf alle dramatischen Schöpfungen Lessing's paßt und das sichtlich Vorherrschende der Verstandesthätigkeit auch bei allen Dichtungen des großen Dramaturgen bezeichnet, zugleich für die darstellenden Künstler die besonders ernste Mahnung, mit verdoppeltem Fleiße und bis in's Kleinste reichendem Studium an die Behandlung der einzelnen Charaktere zu gehen, und nur mit entschiedener Einsicht begabte Schauspieler vermögen mit der Hoffnung auf einen durchaus günstigen Erfolg die Darstellung der Hauptrollen zu unternehmen. Von wie bedeutendem Einflusse demnachst aber auf jede, künstlerisch noch so vorzügliche Darstellung einer Rolle die Individualität des Darstellers sei, sahen wir auch heute wieder, und zwar besonders in der Darstellung des Prinzen und des Marinelli. Wir zählen die Rolle des Ersteren zu den äußerst schwierigen, weil der Darsteller, wenn er ihr bei der Armseligkeit des eigentlichen Charakters das nöthige Gewicht und Interesse verleihen und erhalten will, der ganzen Summe einer nach jeder Richtung hin vollendeten Aeußerlichkeit nicht entbehren darf. Diese Forderung wird nicht sowohl durch den in der Charakteristik und Rollen-Dekonomie ihm gegenüber gestellten Grafen Appiani verstärkt, weil der Letztere dazu seiner ganzen Erscheinung und Haltung nach in der That zu passiv, wir möchten fast sagen, zu lang-

weilig, jedenfalls aber schon dem äußeren Umfange seiner Rolle nach zu unbedeutend hingestellt ist, so daß der Dichter wohlgethan hat, ihn baldigst umbringen zu lassen, weil der in derselben Weise fortgeführte Charakter außerdem leicht den Dichter selbst umgebracht haben würde, wie ein Erklärer des Shakespeare mit weniger Recht vom „Merkutio“ in „Romeo und Julia“ sich ausdrückt. Wohl aber erhält jene Forderung dadurch doppeltes Gewicht, daß der Dichter in dem Wesen, dem Benehmen, ja selbst den Worten Emilia's ein gewisses erhöhtes Interesse für den Prinzen andeuten zu wollen scheint, dessen das jungfräuliche Herz des Mädchens sich selbst nicht bewußt ist, das aber die möglichste Hebung des Charakters des Prinzen fordert, um jeden charakterwidrigen Schatten von Emilia abzuwenden und diesen Zug des weiblichen Herzens erklärlich und naturwahr zu vergegenwärtigen. Endlich würde der Prinz zu sehr der Kategorie gewöhnlicher, tragisch interesselloser Mädchenjäger verfallen, zeigte sich nicht schon seine ganze äußere Individualität bevorzugt und über das Gewöhnliche erhoben. Zu dem Allen müssen wir endlich wohl noch jedenfalls den aus dem Innersten heraus strömenden Ton einer ungebändigten Leidenschaft für Emilia von dem Darsteller des Prinzen fordern; den naturwahren Ton einer Leidenschaft, die uns trotz der wahrhaft krankhaften Schwäche des Prinzen Marinelli gegenüber dennoch den Grad von Interesse für den Ersteren bewahren läßt, daß wir ihn bei der Schluskkatastrophe wenigstens beklagen. Legen wir diesen Maasstab an den Prinzen Hr. Heese's, so sind wir wohl ganz zufrieden, daß Hr. Kramer eine Rolle abgefordert wurde, der er in keiner Weise gewachsen war, wir finden auch, daß dem neuen Repräsentanten der Rolle die Intentionen des Dichters nicht fremd und das Streben des Künstlers in so weit kein erfolgloses geblieben ist, als dessen künstlerische Befähigung eine Annäherung an das vorgesteckte Ziel gestattet hat. Allein die Individualität des Künstlers ist es, welche ihn gerade hier wesentlich benachtheiligt. Wollen wir auch von der durch die erste Toilette (rothe Uniform und weiße Unterkleider) noch mehr hervorgehobenen, für Liebhaberrollen dieser Art, als zu materieller Erscheinung, nicht recht passenden, bedeutenden Körperfülle des geehrten Künstlers absehen, so gebracht es ihm doch merklich an der nöthigen Feinheit, Eleganz und Bornehmheit des ganzen Wesens. Es störte und schwächte ferner die zu große Weichheit des Organs alle schärferen Lichter und Nuancen der erregteren Gefühlstimnungen, in so weit sie durch prägnante Articulation in der Aussprache, durch abwechselnden, natürlichen Gebrauch der einzelnen Abtheilungen des Stimmregisters zur äußeren Anschauung gebracht werden. Endlich, und zwar zum Theil in Folge dieses Mangels, vermochte Hr. K. auch nicht die leidenschaftliche Liebe des Prinzen mit der der Tragödie unentbehrlichen Würde und Tiefe uns zu vergegenwärtigen, und wie sie hier schon deshalb unent-

behrlich ist, weil aus ihr, obschon der Prinz in der Liebesintrigue des Stückes nicht die männliche Hauptrolle ist, dennoch die tragische Entwicklung des Ganzen entspringt und sie dadurch zur Basis der Tragödie wird. Die Liebe des Prinzen erscheint in der Reproduction Hr. Heese's dem tragischen Gewichte des übrigen Stoffes gegenüber zu leicht, zu nichtsbedeutend, wir möchten sagen: zu lustspielartig; denn für die leichteren Gattungen des Drama's, für das Conversationsstück, das Lustspiel, würden wir uns weit eher durch einen solchen Ausdruck der Liebe und der Leidenschaft zufriedengestellt erklären können. Wie nöthig und wichtig dieses Ausprägen einer größeren Würde und Tiefe in des Prinzen Leidenschaft ist, wird uns unter Anderm im 5. Acte bei den Vorwürfen des Prinzen gegen Marinelli über den tragischen Ausgang der ganzen Intrigue, besonders an der Leiche Emilia's recht klar. Der Ernst und das Gewicht dieser Vorwürfe, dieser Verzweiflung und Reue des Prinzen werden, auch wenn sie mit mehr innerer Wahrheit und tragischerem Effecte geboten werden, als Hr. Heese es vermochte, in ihrer Wirkung wesentlich von dem Bilde abhängen, das die Darstellung der Liebe des Prinzen in den früheren Acten vor uns aufgerollt hat. Sollten mildere Beobachter diese und manche andere unserer Ansichten über die Leistungen unserer Bühne für zu streng und hart halten, so gestehen wir gern und offen, daß wir bei unseren Beurtheilungen allerdings einen hohen Maasstab anlegen, daß wir gerade dadurch dem gesammten Kunst-institute wie seinen einzelnen Theilnehmern unsere Achtung und Theilnahme in der würdigsten Weise zu zollen glauben. Um die Rolle des Prinzen in seiner ganzen Wichtigkeit und Bedeutung erkannt zu sehen, wünschten wir Hr. Emil Devrient als Darsteller derselben, so sehr dieser Künstler auch der gleichfalls schwierigen Rolle des Grafen Appiani das nöthige Gewicht zu verleihen weiß. Diese Rolle ist fast reine Repräsentationsrolle, aber sie verlangt als solche überaus viel, um nicht, bei der schwermüthigen Stimmung und der äußerlich wenigstens etwas kühlen Liebe des Grafen, zu einem Nichts herabzusinken. Hr. Em. D. leistete diesem Verlangen volle Genüge, und hätten wir auch vielleicht in der Scene mit Emilia etwas mehr Lebendigkeit, etwas weniger Affectation und sentimentale Langweiligkeit gewünscht, so gereichte doch die wahrhaft musterhafte, in den feinsten Nuancen spielende Haltung des Grafen, Marinelli gegenüber, dem Künstler zum entschiedensten Verdienste, so daß wir diese Scene als die vollendetste des ganzen Abends bezeichnen möchten. — Die Partie des von Engel bis auf Kögscher tausend- und aber tausendmal von Aesthetikern, Kritikern, Dramaturgen analysirten Marinelli war bei der neuen Besetzung von Hr. Ed. Devrient, als Oberregisseur, Hr. Porth abgenommen und sich selbst zugetheilt worden, jedenfalls in der Ueberzeugung, Besseres leisten zu können, als der frühere Inhaber. Wir wollen auch nicht

leugnen, daß Hr. Ed. D., trotz des großen Fleißes, der sich in Hrn. Porth's Marinelli bekundete, um deswillen in seiner Darstellung den Vorrang sich errungen, daß er eine, wenn auch keineswegs ausreichende, aber doch größere Glätte des Höflings, eine weniger markirte Schurkennatur in der äußeren, von Köhscher sehr richtig im Grundtypus als Tabula rasa bezeichneten Charaktergestaltung vorführte. Aber es fehlte dafür dem neuen Inhaber vermöge seiner äußeren Individualität jede feinere Nuancirung der Charakteristik durch den Ton der Stimme und durch Mimik, worauf doch gerade beim Marinelli um so mehr zu rechnen, je weniger die Höflingsnatur eine andere Andeutung des Charakters gestattet. Der Ton der Stimme fordert aber hier doppelte Biegsamkeit und Modulation, die Mimik doppelte Gewandtheit und Manchfaltigkeit, weil das ganze Charaktergemälde eben wegen jener Höflingsglätte nur durch die feinsten Pinselstriche, seiner Totalität nach wie halb verwischt oder versteckt in der Aeußerlichkeit erscheinen darf. — Böllig einverstanden erklären wir uns mit der schroffen Soldatennatur, wie sie uns Hr. Winger mit der Kraft und Energie voller Manneswürde als Odoardo gegeben. — Trefflich ausgeführt wurde der rhetorische Theil der Desina durch Fel. Berg, so daß in dieser Beziehung wohl kaum ein Mangel aufzufinden gewesen sein möchte; auch die äußere Erscheinung war durch günstige Toilette und eben so vortheilhaftes Haararrangement und Schminken zweckmäßig unterstützt; nur hätten wir von der lebhaften, leidenschaftlichen Italienerin mehr Lebendigkeit in der äußeren Haltung, und namentlich mehr Stärke und Schärfe des Organs gewünscht, ein Mangel, der uns heute zum ersten Male bei der geehrten Künstlerin aufgefallen ist und vielleicht in vorübergehender Indisposition der Stimme seinen Grund hatte. — Für die Titelrolle verlangt Lessing einzig und allein Naivetät und Natürlichkeit, und wenn es auch eine Zeit gab, in

welcher die Darstellerin der Emilia Galotti, Fräul. Bayer, im Begriff stand, diese Eigenschaften durch ein hier und da angenommenes, fremdartiges Wesen sich zu verschmerzen, so ist es doch gerade ihre eigenste Individualität, die sie bisher vor untilgbarem Nachtheil in dieser Beziehung geschützt hat, und jene Eigenschaften traten uns auch in der Emilia fast durchgängig vor Augen; doch glauben wir, daß die Künstlerin wohl thun wird, im Interesse ihrer Kunst die emsige Bewahrung einfacher Natürlichkeit nie und zu keiner Zeit außer Acht zu lassen. Der Künstlerin ist unzweifelhaft noch ein ferneres Vorwärtsgen in ihren Kunstleistungen beschieden, sie vergesse daher nicht, daß dabei ein Mangel an dieser Achtsamkeit auch jetzt noch leicht auf schlimme Abwege führen kann. — Lebhafter Beifall, namentlich in den drei letzten Acten, und Hervorruf fehlten der Vorstellung nicht.

R. S.

Repertoire.

Septbr. 21. In der Stadt: Emilia Galotti. (S. oben.) — Am Lincke'schen Bade: Der Zauberschleier. — 22. Das Urbild des Tartüffe. — 23. I Capuleti ed i Montecchi. Oper. — 24. In der Stadt: Die Marquise von Bilette. — Am Lincke'schen Bade: Der Zauberschleier. — 25. Der Freischütz. Oper. — 26. In der Stadt: Bürgerlich und romantisch. — Tanz. — Am Lincke'schen Bade zum Beschluß der diesjährigen Sommervorstellungen daselbst: Der Zauberschleier. — 27. Lucrezia Borgia. Oper. — 28. Alessandro Stradella. Oper.

Feuilleton.

Die Berichte der Leipziger Zeitung über die Landtagsverhandlungen. Die öffentliche Meinung hat längst einhellig und rückhaltlos den Stab gebrochen über die wahrhaft beklagenswerth mangelhafte Weise, in welcher die Leipziger Zeitung ihren Beruf als officielles Organ Sachsens ausübt, und es ist höchstens darüber Zweifel entstanden, ob die einzelnen

für das Blatt schreibenden Correspondenten oder die Redactoren selbst weniger Befähigung für ihre Thätigkeit bekunden. Diesen Stand der Sache auch fort und für zu documentiren, bedurfte es kaum der immer wiederkehrenden, gehaltlosen, zum Theil der Wahrheit diametral entgegenstehenden Lobhudeleien in den Berichten aus Dresden, oder der berüchtigten, ihres Gleichen ver-

geblich suchenden Referate über die Leipziger Ereignisse des 12. August, allein diese und jene tragen nicht wenig dazu bei, ein öffentliches Organ geradezu dem allgemeinen Spotte preis zu geben, und wenn die Regierung nicht bald darauf bedacht ist, die Leipz. Zeitung einer radicalen, den Forderungen der Literatur, Zeit und constitutionellen Stellung des Landes entsprechenden Umgestaltung zu unterwerfen, so werden die Vorwürfe, die jetzt die Redaction treffen, auf die Regierung zurückfallen müssen. Die Berichte, welche jetzt in dem Hauptblatte der Leipziger Zeitung über die Landtagsverhandlungen begonnen haben, scheinen auch wieder ganz in dem der Zeitung eigenthümlichen Geiste, in einer Weise auftreten zu wollen, die durch ein Drehen und Wenden, durch ein Erwähnen und Weglassen von Thatsachen, je nachdem Das und Jenes in den Kram des gefälligen Berichterstatters paßt, den Lesern die Verhandlungen des Landtags von dem Gesichtspunkte aus erscheinen sollen, von welchem der Berichtersteller diese jedenfalls aus guten Gründen gesehen wünscht. So soll z. B. der Abgeordnete Todt nur von „etwasigen“ Mißstimmungen im Lande gesprochen haben, während der edle Vorkämpfer für Recht und Fortschritt sehr entschieden der unbezweifelten existirenden Unzufriedenheit des Landes Erwähnung gethan. Ferner gedenkt der gewissenhafte Berichtersteller mit großer Genugthuung des Eindrucks, den das Exposé des Staatsministers von Könneritz über den bekannten Erlaß der in Evangelien beauftragten Staatsminister auf die zahlreichen Zuhörer der Tribünen gemacht haben soll, verschweigt aber dabei die doch jedenfalls als entschiedenes Factum wichtigere, protestirende Gegenerklärung des Abgeordneten D. Schaffrath, wie überhaupt die Unzufriedenheit, die sich ziemlich allgemein in der zweiten Kammer gegen das Ministerium kundgab. Wir sind fest überzeugt, daß die Staatsregierung es verschmäht, durch ein literarisches Treiben in dieser so plumpen, als unwürdigen Weise sich unterstützt zu sehen. Aber wir glauben auch der Wahrhaftigkeit und Würde der Presse es schuldig zu sein, daß wir laut zur Wachsamkeit auf die Fortsetzung der erwähnten Berichte aufrufen, um jedem Abweichen von dem sich ziemenden Verfahren bei der Berichterstattung der Leipziger Zeitung über den Landtag nach Kräften entgegen zu arbeiten.

Das neue, mit dem 1. October d. J. in Kraft tretende „Reglement für die königlichen Schauspiele zu Berlin“, welches vor Kurzem auch in weiteren Kreisen zur Veröffentlichung gelangt ist, gehört seinem ganzen, von tiefer praktischer Erfahrung im Bühnenleben, wie von der entschiedensten administrativen Umsicht zeugenden Inhalte nach jedenfalls zu den interessantesten Beiträgen der Theatergesetzgebung in neuester Zeit, und gereicht dessen Schöpfer, Hrn. v. Küstner, um so mehr zum entschiedenen Verdienste, je

schwieriger eine tüchtige Arbeit gerade auf diesem Felde legislatorischen Schaffens ist, da es auf ihm vorzugsweise gilt, im praktischen Leben so häufig fast sich gegenüberstehende, heterogene Elemente, die freiwaltende, keine Fesseln, als die des eignen Willens anerkennende Kunst und ihrer mindestens gleichgesinnten Jünger, und den scharf und complicirt gegliederten Organismus einer strengen Haus- und Gesellschaftsordnung in ein übereinstimmendes, die Persönlichkeiten möglichst wenig drückendes, die Kunst aber unterstützendes und förderndes Ganze zu vereinigen. Die diesfallige Gesetzgebung umfaßt ein sehr weites Feld, selbst die Grundprincipien der verschiedenen Theatergesetze sind sehr verschieden. Von den terroristischen Theatergesetzen eines gewissen Wiener Theaters an bis zu den Apotheosen, die der Graf Hahn einst den unter seiner Leitung wirkenden Künstlern gewährte, finden wir in Bezug auf Disciplin und die mehr oder minder strenge Handhabung derselben die verschiedenartigsten Bestimmungen. Wir glauben, daß nicht allzustrenge Gesetze, aber ein mit unerbittlicher Strenge und eiserner Energie auszuführendes Festhalten an denselben während ihrer Gültigkeit die der Sache dienlichste und die Persönlichkeiten am wenigsten verletzende Grundidee sein möchte. Ersteres finden wir auch in den neuen, im Entwurfe von allen Vorständen der verschiedenen Branchen der Kunstanstalt und Administration, von dem Theater-Rechtsconsulenten und dem Ministerium des königl. Hauses geprüften Berliner Theatergesetzen, und für Letzteres bürgt wohl mindestens während der dormaligen Verwaltung das von der Glanzperiode der Leipziger Bühne an vielfach bekundete Directorialtalent Hrn. v. Küstner's. Daß das im Kreise der Theatergesetzgebung bisher vorhandene Material von Schröder an bis auf die neueste Zeit und einschließlich der trefflichen Iffland'schen Gesetze, welche bisher auf der Berliner Hofbühne wenigstens usuell noch in Gültigkeit waren, unter Berücksichtigung der zeitigen und örtlichen Verhältnisse in sachkundiger Auswahl zur Grundlage gedient hat, ergiebt sich gar bald bei angestellten Vergleichen aus dem Inhalte. Das systematisch geordnete Ganze zerfällt in XVII. Kapitel und 206 Paragraphen und ist gewiß allen größern Bühnen zur eignen Benützung entschieden zu empfehlen.

In Dresden liegen fünf Petitionen an die Stände zur Unterzeichnung öffentlich aus; sie betreffen hochwichtige Gegenstände, nämlich 1) mündliches und öffentliches Strafverfahren mit dem Institute des Geschworenengerichts, 2) Pressfreiheit, 3) Reform des Wahlgesetzes, 4) Erlaß eines Aufruhrgesetzes, 5) Zurücknahme des ministeriellen Verbotes der Volkssammlungen und Erlaß eines das freie Associationsrecht gewährleistenden Gesetzes. Wir wünschten noch eine sechste: Abänderung der

Verfassung insofern, daß den Kammern die Initiative der Gesetzgebung und der zweiten Kammer eine größere Unabhängigkeit von der ersten Kammer gewährt werde. Das muß das Hauptziel aller Bestrebungen werden, wenn wir einen besseren Zustand unserer öffentlichen Angelegenheiten erreichen wollen. Ohne dasselbe kein Heil! Alles Uebrige folgt daraus von selbst. 20.

Wohl zu beherzigen, was einer der ausgezeichnetesten unter den schriftstellernden Aerzten Englands neuerlich über Medizin und Mediziner frank und frei gesagt hat. „Es ist meine gewissenhafte Ueberzeugung,“ schreibt Dr. James Johnson, „das Resultat vieljähriger Beobachtung und ernstestem Nachdenkens, daß, wenn es auf der ganzen Erde weder Arzt, noch Chirurgen, keinen Apotheker, keinen Accoucheur, keinen Chemiker, keinen Droguisten und nicht ein einziges Arzneimittel gäbe, es weniger Krankheits- und weniger Sterbefälle geben würde. Erwägt man, daß die Medizin eine muthmaßende Wissenschaft ist — daß die besten Aerzte sich irren — daß zahllose Quacksalber Arznei verordnen — daß Tausende von Menschen ohne allen ärztlichen Rath Arznei nehmen und daß die Menschen unendlich mehr auf sich Acht haben würden, wenn sie nichts von Arzneimitteln wüßten: so sind diese und eine Menge andere Thatsachen eben so viele Beweise, daß der Satz, den ich aufgestellt, mehr überrascht als falsch ist. Wie es nun aber einmal geht, verschlucken alle Menschen Arznei, die Reichen wie die Armen, und thun es in der Hoffnung, dadurch gesund zu werden und ihr Leben zu verlängern, nebenbei wohl auch in dem Vertrauen, auf Grund derselben ihren Lüsten und Begierden ungestraft fröhnen zu können.“

Sheridan, der Witzige, zählte zu seinen Londoner Freunden einen reichen Mann, Namens Tarleton. Eines Tages überwarf sich Tarleton mit ihm und schwur später gegen einen Bekannten, daß er nie wieder mit Sheridan ein Wort sprechen würde. Jener stellte ihm vor, daß es fast lächerlich wäre, einen angenehmen, vieljährigen Umgang wegen einer so unbedeutenden Ursache abzubrechen. „Sehr wahr,“ antwortete Tarleton, „aber ich habe noch einen andern Grund. Ich habe nie auf der Straße ein Wort mit ihm gewechselt, ohne daß es mich funfzig Pfund gekostet, und habe mich nie in sein Zimmer gewagt, ohne daß ich es mit hundert Pfund gebüßt.“ — So gut verstand Sheridan das Borgen, so schlecht das Zurückzahlen.

Fortgesetzte Worterklärungen. Anonymus Brief: Dolchstich eines Mordmörders.

Advokat: eine Kage, welche die Streitigkeiten der Mäuse schlichtet.

Kirchhof: reine Demokratie.

Compiler: literarischer Lumpensammler.

Kokette: ein Wein, den Viele zu kosten, nur Thoren einzulegen wünschen.

Grabschrift: des Menschen letzte Eitelkeit.

Herz: Gährfaß menschlicher Leidenschaften.

Monopolist: Spekulant auf den Verlust Anderer.

Mohr: Gottes Ebenbild in Ebenholz.

Pfandverleiher: Alchymist, der aus der Noth Gold macht.

Parodie: geschriebene Karrikatur.

Verschwender: ein Mensch, der Mittags sein Del für die Nacht verbrennt.

Seufzer: Seitengewehr.

Sklave: der Neger in Amerika, die Nähterin in Europa.

Erfolg: Erstgeborener des Vertrauens.

Wucher: Vertrag zwischen Mangel und Ueberfluß.

Wünsche: Petitionen an die Zukunft, die ungelesen bleiben.

Definition. Ueber die jedenfalls schmerzlichen Ereignisse in Leipzig wurde anderswo viel Unsinn geschwaßt. In einer kleinen Gesellschaft, wo das vom Wortführer geschah, bezeichnete ein Anwesender es mit diesem Ausdrucke. „So erklären Sie doch, was Unsinn ist?“ fragte der Wortführer höhnisch lächelnd. — „Sehr gern,“ erwiderte der Andere; „Unsinn ist, eine Thür mittels einer gekochten Mohrrübe zu verriegeln.“ — Es schien, daß Niemand über die Anwendung in Zweifel war. 4.

Deutschkatholische Gemeinden. Es dürfte nicht uninteressant sein, eine vollständige Uebersicht der deutschkatholischen Gemeinden zu gewinnen, welche sich seit Beginn der Bewegung definitiv constituirt haben. Bis zu Ende August d. J. betrug die Zahl derselben 173; davon im Preussischen Staat 118, nämlich a) in Ost- und Westpreußen: Königsberg, Danzig, Thorn, Marienburg, Marienwerder, Neve, Stargardt, Graudenz, Wartenburg, — b) in der Provinz Posen: Posen, Schneidemühl, Filehne, Schrimm, Bromberg, Fraustadt, Rackel, Schubin, Chodziesen, Bissa, Schwersenz, Ravičz, Reisen, Zaborow, — c) in der Provinz Brandenburg: Berlin, Potsdam, Spandau, Neuen, Friesack, Frankfurt, Neuruppin, — d) in der Provinz Schlesien: Breslau, Glogau, Freistadt, Plegniß, Lüben, Landshut, Görlitz, Festenberg, Tarnowitz, Oppeln, Ratibor, Waldenburg, Schweidnitz, Steinau, Löwenberg, Friedeberg, Marklisse, Liebenthal, Lublinitz, Beuthen, Schlawenczig, Pleß, Kähla, Weßtau, Striegau, Lahn, Bernstadt, Neusalz, Neumarkt, Leob-

schütz, Gutentag, Reisse, Bunzlau, Reichenbach, Malapone, Sokow, Hirschberg, Brieg, Goldberg, Grüneberg, Trebnitz, Köben, Freiburg, Bryabel, Mollna, Kosel, Seidenberg, Jauer, Nimptsch, Raubten, Friedland, Namslau, Kreuzburg, — e) in der Provinz Pommern: Stettin, — f) in der Provinz Sachsen: Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Genthin, Naumburg, Erfurt, Salzweil, Belgern, Halle, — g) in Westphalen: Münster, Hamm, Dortmund, Unna, Stadtberga, Bochum, Bielefeld, Iserlohn, Duisburg, Neuwied, Lichtenau, Hagen, — h) in der Rheinprovinz: Barmen, Elberfeld, Wesel, Düsseldorf, Koblenz, Isenburg, Saarlouis, Kreuznach, Saarbrücken, Krefeld, Königswinter, Meurs, Lennep. Im Königreich Sachsen 22, nämlich in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Penig, Mittweida, Ostritz, Baugen, Dahlen, Dschag, Ischopau, Stolpen, Neustadt, Hohnstein, Wurzen, Frankenberg, Glauchau, Plauen, Lichtenstein, Strehla, Annaberg, Schneeberg, Marienberg. In Württemberg 2: Stuttgart, Ulm. Im Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen 15: Gießen, Fulda, Bingen, Offenbach, Darmstadt, Worms, Homburg, Alzei, Idstein, Hachenburg, Wörrstadt, Biberach, Eschborn, Marburg, Saalmünster. In Mecklenburg 7: Schwerin, Wismar, Ludwigslust, Neustrelitz, Neubrandenburg, Penzlin, Malchin. Im Herzogthum Braunschweig 1: Braunschweig. In Nassau 2: Wiesbaden, Kaub. In Baden 3: Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim. In den freien Städten 3: Frankfurt a. M., Bremen, Lübeck. 18.

Spanische Rache. Spanische Journale erzählen von einer Gräueltat, welche kürzlich in Estremadura an einem Blutegethändler verübt wurde. Dieser nämlich ward von einer Räuberbande angehalten, sie forderten sein Geld und die übrigen Sachen von Werth, die er bei sich führe. Auf die Versicherung, daß er seine ganze Baarschaft zum Ankauf von Blutegeteln verwendet habe, nahmen die Räuber den Sack mit den Blutegeteln, zogen ihn dem Unglücklichen über den Kopf, banden ihm die Hände und ließen ihn so unter den fürchterlichsten Qualen am Wege liegen. Später fanden vorübergehende Landleute ihn todt in seinem Blute schwimmend.

Der Bau eines neuen Hoftheaters zu Hannover, an der Georgenstraße, wird nun mit Energie begonnen und soll in einem Zeitraume von 4 Jahren beendet sein. Eine Summe von 600,000 Thlr. ist dazu angewiesen.

Nach einer statistischen Uebersicht des französischen Justizministers sind in einem Zeitraume von 8 Jahren (1836 — 1843) in Frankreich nicht weniger als 339 Todesurtheile gefällt und 245 vollstreckt worden.

Saphir meint in einer seiner humoristischen Vorlesungen: Man sagt, unsere Häuser sind nicht auf Solidität gebaut, da thut man sehr Unrecht, die neuen Häuser sind nur für solide Leute gebaut, denn sie haben nur lauter Fenster und Thüren und gar keine Wand, und in einem Hause, wo keine Wand ist, kann man gar nichts anstellen.

Die Hausherren bauen Alle nur auf den Zins, da haben sie sehr recht, daß sie das während des Bauens thun, denn wenn die Leute einmal die Wohnungen bezogen haben, können sie auf den Zins nicht mehr bauen.

Die Rippe dient dem Menschen zum Schutz der Lungen, darum ist auch bei den Frauen, da Eva aus der Rippe Adam's gemacht wurde, die Lunge der gesündeste Theil. 25.

Berthold Auerbach hat auch hier eine kurze Zeit verweilt und seine Persönlichkeit hat denselben Eindruck gemacht wie seine Dorfgeschichten. Wer den tief wunderbaren Gehalt seines Wesens und seines Werkes nicht in sich aufnehmen kann, den ergreift es doch unwillkürlich wie die Wahrheit, die Natur, es erfasst uns durch dasselbe eine längst entwöhnte Nührung, wie aus der Kindheit Tagen. Ja, ein Kind fühlen wir uns, indem wir diese Dorfgeschichten lesen; aber ein Kind, seines Schazes bewußt, — sie sind die zum Bewußtsein gewordene Natur. Alles Heilige, alle Poesie, die die moderne Dichtung aus unserm gewöhnlichen Leben, aus den natürlichen Verhältnissen, aus unserer Seele selbst, weggeschafft, geben diese einfachen Erzählungen uns zurück, und alles Falsche, was Erziehung, alte Vorurtheile und unsere irregeleitete Phantasie uns aufgedrängt, nehmen sie wieder von uns; der große Weltkampf scheint uns ausgerungen, die sich widerstrebenden Elemente in unserm Geiste sich vereinigt, — das große Räthsel gelöst. Aber der Weltkampf ist noch nicht ausgekämpft, der Geist noch nicht ausgeklärt; die Leidenschaft und der Egoismus verhüllen noch das Räthsel: so haben auch jene Dorfgeschichten, so weit verbreitet und allgeliebt sie auch sind, doch noch ihre wahre Anerkennung nicht gefunden; so weiß man auch noch nicht allgemein, daß die tiefe, oftgenannte Gemüthlichkeit deines Wesens aus der gewonnenen Weisheit strömt — Berthold Auerbach! 3.